13910
2

Zur Aufrechterhaltung der Ordnung:

Jedes Extrabuch kostet für 1 bis 3 Tage 15 ₰, für jeden weiteren Tag 5 ₰ mehr; fällt auf den Tag der Ablieferung desselben ein Sonn- oder Festtag, an welchen geschlossen ist, so sind diese Tage mitzubezahlen.

Abonnements sind stets **pränumerando** zu zahlen, andernfalls die Vortheile des Abonnementspreises wegfallen.

Wenn nicht weiter zu abonniren gewünscht wird, so sind die Bücher am Ablaufstage, auf welchen die Abonnenten selbst zu achten haben, zurückzuliefern, wobei die Kündigung auszusprechen und das etwa restirende Lesegeld zu berichtigen ist.

Abonnementsbücher können nach Belieben, jedoch nicht öfter als **einmal** wochentäglich getauscht werden.

Ohne Extravergütung werden Niemandem mehr Bücher verabfolgt, als worauf er abonnirt ist.

Meine geehrten Kunden ersuche ebenso höflich als dringend, die Bücher schonend zu behandeln, namentlich sie nicht durch sogenannte Eselsohren, Randbemerkungen, Unterstreichen ꝛc. zu verunzieren, sie nicht beim Lesen umzubrechen und bei schlechtem Wetter dafür zu sorgen daß sie nicht naß werden.

Nichtbeachtung vorstehender Bedingungen haben die Verweigerung weiterer Bücher zur Folge und beanspruche für beschädigte oder beschmutzte Bücher Schadenersatz.

Die Bibliothek ist wochentags von 8 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends geöffnet, Sonn- und Festtags gänzlich geschlossen.

Altonaer Leihbibliothek.

A. Olitsch (vormals A. B. Laeisz.)

Rathhausmarkt 30,
Gr. Bergstr. 100.

Deutsche Pioniere.

Eine

Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert

von

Friedrich Spielhagen.

II

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin, 1871.
Druck und Verlag von Otto Janke.

RBR
Juntz
#405
Vol. 2

Zehntes Capitel.

Katharine war, als Lambert heute Mittag sich von ihr losgerissen, wie betäubt stehen geblieben. Die Ueberzeugung, zurückbleiben zu müssen, war ihr so plötzlich gekommen, der Entschluß, zurückbleiben zu wollen, so schnell gefaßt worden, die Ausführung dem Entschluß so auf dem Fuße gefolgt, daß jetzt, wo die Gestalten der Reiter hinter einer Biegung des Weges verschwanden und sie sich nun wirklich allein fand, ihr war, als hätte sie einen bösen, ängstlichen Traum, aus dem sie jeden Augenblick erwachen müsse. Sie strich sich über Stirn und Augen; aber es war Alles wirklich: da stand die leere Krippe; da lag der Eimer, den die Liese umgestoßen; da das Reitkissen, das Lambert im letzten Augenblick abgeschnallt hatte; da waren in dem kurzen, zertretenen Grase die Spuren von den Hufen der Pferde; da war die offene Thür, in welcher Lambert eben noch gestanden — Katharine that ein paar verlorene Schritte, als wollte sie dem Geliebten nacheilen, und blieb dann stehen, die Hände auf das laut klopfende Herz gedrückt.

Die Wehmuth wollte sie überwältigen; aber sie kämpfte das Gefühl wacker nieder. „Er hat Dich so oft ein muthiges Mädchen genannt," sprach sie bei sich, „und Du wolltest jetzt weinen und klagen, wie ein Kind, das die Mutter für ein paar Augenblicke allein gelassen hat. Er kommt ja bald zurück, gewiß er kommt bald zurück."

Sie ging in das Haus, zu sehen, welche Zeit es sei. Der Zeiger an der Schwarzwalder Uhr wies auf zwölf. Die Entfernung bis zu Nikolaus Herckheimers Haus betrug zwei Meilen. Rechnete sie auf den Hin- und Herweg zusammen drei oder vier und auf die Berathung der Männer selbst zwei Stunden, so konnte Lambert um sechs, sieben Uhr spätestens wieder da sein. Das war eine lange Zeit freilich, aber es gab noch mancherlei zu thun, und vielleicht kam auch Konrad heute früher von der Jagd.

„Schon um Konrads willen mußte ich hier bleiben," sagte Katharine bei sich, während sie den Mittagstisch abräumte. Er muß lernen, in mir seine Schwester zu sehen, und er wird es, wenn wir ihm Vertrauen zeigen, wenn wir keine Heimlichkeit vor ihm haben. Ach, hätte ich ihn gestern schon als Bruder begrüßen dürfen! Aber das läßt sich nachholen; das muß nach-

geholt werden, heute noch, sowie er zurückkommt. Dann leben wir friedlich beisammen, und der wilde Mensch wird finden, daß es gar nicht so übel ist, eine Freundin zu haben, die für ihn sorgt, bis er selbst einmal ein Mädchen lieb hat, und sich ein Heim gründet und ein Haus baut, hier dicht neben uns, oder am Rande des Waldes, den er so liebt. Das wird ein fröhlich glückliches Leben werden. Wir werden gute Nachbarschaft halten; ich werde seine Frau lieb haben und sie mich."

Katharine hatte sich an den Heerd gesetzt, und schaute, den Kopf in die Hand gestützt, mit halb geschlossenen Augen sinnend vor sich hin. Das Feuer auf dem Heerde knisterte leise; die Wanduhr sagte Tik-tak; auf der Wiese draußen sangen die Vögel, durch die weit offene Thür schien die Sonne goldig in den schattig kühlen Raum, und in dem breiten Sonnenstreifen, der bis an ihre Kniee kam, tanzten die Staubatome, die wie Sterne aufleuchteten und funkelten und dahinschwebten und durcheinanderspielten und sich zu haschen schienen. Und dann waren es nicht mehr goldene Sterne, sondern lachende Kindergesichter, die aus dem Halbdunkel des Hintergrundes auftauchten, und bis an ihre Kniee kamen und wieder

in die dunklen Ecken huschten und daraus hervorschauten mit leuchtenden, blauen, fröhlichen Augen. Und dann war die Vision verschwunden; die Sonne schien wieder still in den stillen Raum; das Feuer knisterte, die Wanduhr sagte Tik-tak, und draußen auf der Wiese sangen die Vögel.

Das junge Mädchen stand auf und ging von neuem an ihre Arbeit; aber es lag ein anderer Ausdruck auf ihren sanften, unschuldigen Zügen, und andere Gedanken, die ihr plötzlich, wie durch eine Offenbarung gekommen waren, füllten ihre Seele. Das bräutliche Gefühl, das sie noch eben beseligt, hatte einem anderen Platz gemacht, über das sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte: einem tieferen, ernsteren Gefühl, das sich von jenem ersten unterschied, wie das Mittagslicht, das jetzt draußen auf der Prairie und auf den Wäldern lag, von dem Frühlicht heute Morgen. Das waren dieselben nickenden Halme und dieselben ragenden Wipfel; es war derselbe klare Bach, dasselbe sich wiegende Schilf — und doch war Alles wie von leiser mächtiger Zauberhand verwandelt und sprach eine andere geheimnißwebende, geheimnißlösende Sprache. Jetzt erst wußte sie wirklich, weshalb der geliebte Mann, der die Wahrheit und Offenheit selber

war, ihr so ängstlich wochenlang verschwiegen, daß sie allein mit ihm in seinem Hause leben würde. „Allein! und wäre es nicht ebenso gekommen, hätte er mir die Wahrheit gesagt! mir gesagt, daß er mich liebe, daß er mich nicht als Magd haben wollte! Wäre es nicht ebenso gekommen? habe ich ihn denn nicht auch geliebt vom ersten Augenblicke an, und bin ihm doch gefolgt durch die Städte der Menschen, durch pfadlose Wildniß, auf wochenlanger Fahrt durch Regen und Sonnenschein und Tag und Nacht in die unbekannte Ferne! Was ist denn nun so anders? Habe ich mir nicht angelobt, als wir Hand in Hand das Schiff verließen: Du sollst mein Herr sein! und heißt es nicht in der Kirche, wenn der Priester die Hände der Liebenden zusammenlegt: er soll Dein Herr sein! Ja, er soll mein Herr sein, nun und alle Wege. Er soll mein Herr sein!"

So sprach Katharine bei sich, die seltsamen Schauer zu bannen, die durch ihr Herz zogen, und ihr oft schier den Athem benahmen, während sie in ihrer Kammer die gestern Abend nur flüchtig gemachte Einrichtung vervollständigte, und ihre wenigen Habseligkeiten in einem Schränkchen ordnete, das in der Dicke der Balkenwand angebracht war. Dann, als es hier

nichts mehr zu thun gab, stieg sie — zum ersten Male — die Treppe hinauf nach dem oberen Stock, und umschritt die rings um das Haus laufende Gallerie, welche mehrere Fuß über den untern Stock vorsprang, und an den Seiten mit einer aus starken Planken wohlgefügten und mit Schießscharten versehenen hohen Brustwehr umgeben war. Mit Ausnahme des einen dürftig genug ausgestatteten Verschlages, in welchem die Brüder heute Nacht geschlafen, war der übrige Raum, der im Winter als Vorrathsboden benutzt wurde, für den Augenblick leer, oder diente als Aufbewahrungsort für Alles, was unten nicht Platz fand. Katharine vertiefte sich in den Plan, den sie heute Morgen gemeinsam mit Lambert entworfen, für sie Beide hier, wo Alles luftiger und freier war, als unten, eine kleine behagliche Wohnung herzurichten. Aber ohne Lambert wollte es mit dem Plänemachen nicht recht fort.

So stieg sie die Treppe wieder hinab und war verwundert, als sie an der Uhr sah, daß, seit Lambert sie verlassen, erst eine Stunde vergangen war. Sie nahm eine Arbeit und setzte sich mit derselben auf die kleine Bank vor der Thür in den Schatten der Gallerie.

Es war die Stille des Tages. Der Wind hatte sich ganz gelegt, kaum, daß hier und dort ein längerer Halm auf der Wiese und das Schilf am Bachesrande nickte. Mit mattrem Schwingen zogen die Schmetterlinge von einer Blume zur andern; schläfrig klang das Summen der Bienen und das Zirpen der Cikaden, die der ungewöhnlich warme Tag hervorgelockt hatte. Kein Laut sonst in der weiten Runde; manchmal nur aus dem Walde der heisere Schrei des Baumfalken oder der Ruf eines Vogels, den Katharine nicht kannte. Am blauen Himmel schwebten einzelne weiße Wolken, deren Schatten langsam, langsam über die sonnige Prairie weiter rückten.

Katharine hatte sich anfänglich dieser sonnigen Ruhe gefreut, welche nur ein Spiegelbild schien der Sabbathstille, die ihre Seele erfüllte; aber sie mochte kaum eine Stunde so gesessen haben, als die Einförmigkeit der Scene um sie her ihr Herz mit einer sonderbaren Bangigkeit ergriff. Wie ganz anders war das heute Morgen gewesen! Da hatte Himmel und Erde und Baum und Busch und jede Blume und jeder Grashalm ihr Willkommen zugelächelt und zugenickt, hatte Alles eine so beredte Sprache gesprochen! Und jetzt, da der Geliebte fern, war Alles verstummt,

bis auf das eine Wort, das ihr aus Himmel und Erde, aus Baum und Busch, aus jeder Blume, jedem Grashalm immer schwermüthiger entgegenathmete: allein! allein!

Katharine ließ ihre Arbeit in den Schooß sinken. Ein Bild, das viele Jahre lang in ihrer Erinnerung wie ausgelöscht gewesen, trat plötzlich in bleichen Farben und doch so deutlich vor sie hin: das Bild ihrer todten Mutter, die mit Blumen geschmückt im Sarge lag; und sie — ein kleines zehnjähriges Mädchen — hatte daneben gestanden und der Vater war herzugetreten und hatte sie an der Hand genommen und gesagt: Wir Beide sind nun allein!

Allein!

Immer banger wurde es Katharinen um's Herz. Sie versuchte, indem sie ihre Arbeit wieder zur Hand nahm, ein Lied zu singen, das ihr immer einfiel, wenn sie so still dasaß: „Wär ich ein wilder Falke, ich wollt' mich schwingen auf!" Aber so leise sie auch einsetzte, sie kam nicht über die ersten Takte hinaus; ihre Stimme klang ihr seltsam fremd; sie fürchtete sich vor ihrer eigenen Stimme.

Vielleicht wurde es besser, wenn sie nach dem Wirthschaftshof ging, wo sie heute Morgen mit Lam-

bert gewesen; wo sie heute Morgen mit Lambert so selige Augenblicke verlebt!

Sie stand auf und schritt den Pfad hinab, eilends, zuletzt fast laufend, und lehnte jetzt mit hochklopfendem Herzen an dem Gatter der Koppel. Die Schafe, die in der Nähe gestanden, stoben davon, und blickten sie aus einiger Entfernung mit den blöden Augen erschrocken an. Auf dem Hofe war Alles still: Die Hühner und Puter waren in die Prairie gelaufen. Als sie, wieder umkehrend, in die Nähe der Obstbäume kam, in deren Blüthenzweigen heute Morgen das Rothkehlchen so lieblich gesungen, brach ein brauner Raubvogel daraus hervor, und eilte mit weitem Flügelschlag dem Walde zu; auf dem Boden im Grase lagen ein paar Federchen.

Trauriger, als sie gegangen, kam Katharine nach dem Hause zurück und setzte sich wieder vor die Thür, mit dem festen Entschluß, nun ruhig auszuharren, und die Schwermuth zu bekämpfen.

So saß sie geduldig lange, endlose Stunden. Goldiger wurden die Lichter in den grünen Kuppen der Wälder drüben, tiefer und breiter die Schatten, die an dem Rande lagerten; eines nach dem andern trat das Dammwild heraus, bis endlich ganze Rudel

an dem Saume hinäs'ten. Von Zeit zu Zeit zogen Schwärme von Tauben blitzschnell über die Prairie von einer Seite des Waldes zur andern; hoch über ihnen segelten langsam durch den glanzvollen Aether Ketten von wilden Gänsen, mit eintönigem Geschrei die Luft erfüllend, bis Alles in das alte Schweigen zurücksank, und Katharine wieder das Sausen ihres Blutes in den Schläfen hörte.

Sie konnte es nicht mehr ertragen. Es fiel ihr ein, daß sie in dem Hause auf einem Regal, welches zu hoch gewesen, als daß sie es hätte erreichen können, ein paar Bücher gesehen hatte. Sie lief hinein, rückte den Tisch heran, stellte einen Schemel darauf und holte die Bücher herab.

Es waren ihrer zwei, in Schweinsleder gebunden, arg verstäubt und von den Würmern zernagt: eine Bibel und ein Historienbuch, wie es schien. Katharine schlug die Bibel auf. Das Geschriebene auf dem ersten Blatte war zum Theil in lateinischer Sprache, welche die Pfarrertochter hinreichend verstand, um, wenn auch nicht ohne einige Mühe, zu entziffern, daß dieses Buch Lambert Konrad Emanuel Sternberg gehört habe, weiland Studiosus der Theologie in Heidelberg, der im Jahre des Herrn 1709,

nachdem in dem fürchterlichen Winter, da der Wein in den Fässern und der Vogel in der Luft gefror, seine Eltern, einst wohlhabende Winzer in der Pfalz, ihr Alles verloren, in Gemeinschaft mit dem jungen Böttcher, Christian Dittmar aus Heidelberg, einem großen Zuge von Auswanderern nach Amerika sich angeschlossen, allwo er nach langer beschwerlicher Fahrt den Rhein hinab über Holland und England am 13. Juni 1710 mehr todt als lebendig angekommen. Und habe sich mit seinen Freunden und Leidensgenossen am Hudson angesiedelt, wo er sein Leben in Ruhe und Frieden zu beschließen hoffe.

Dieser fromme Wunsch war indeß nicht in Erfüllung gegangen. Weitere Notizen, die dieser zusammenhängenden Erzählung folgten, und die jetzt in deutscher Sprache geschrieben waren, beinahe als hätte der Schreiber mittlerweile sein Latein verlernt, besagten: wie er vom Hudson nach dem Mohawk, von dort nach dem Schoharie und endlich an den Canada-Creek gezogen sei, zusammen mit seinem treuen Gefährten Christian Dittmar.

Dann war auch das Datum seiner Verheirathung mit Elisabeth Christiane Frank vom Schoharie, der jüngeren Schwester von Ursula, seines alten Freundes

und nunmehrigen Schwagers Frau, verzeichnet; die Geburtstage seiner Söhne Lambert und Konrad und der Tod Christianens.

Mit diesem traurigen Ereigniß mochte für den alten Heidelberger Studenten das Buch seines Lebens geschlossen sein; er hatte keine Zeile mehr dazu geschrieben.

Katharine starrte nachdenklich auf die vergilbte Schrift, klappte leise den Deckel zu und öffnete das zweite kleinere Buch. Es war betitelt: Beschreibung der Verstörung der Stadt Heidelberg am 22. und 23. Mai 1689. Mechanisch begann sie zu lesen, bis sie allmälig dessen inne wurde, was sie las, und mit einem dumpfen Angstschrei aufsprang. Großer Gott, was hatte sie gelesen! War es möglich, daß Menschen so gegen Menschen rasten! Daß es Wüthriche gab, denen das Silberhaar des Greises, die Keuschheit der Jungfrau, das unschuldige Lächeln des Kindes — denen nichts, nichts heilig war! War es möglich!

Weshalb nicht? Waren die Banden unter Soubise, die in den Städten und Dörfern ihrer Heimath gehaust, und deren kalte Grausamkeit und wüste Frechheit ihren alten Vater und sie und alle ihre Nachbarn und Freunde aus der trauten Heimath über

das Meer getrieben — waren es nicht die würdigen Söhne und Enkel jener Wüthriche, die unter Melac und de Borges die Pfalz verbrannt und Heidelberg zu einem Schutthaufen gemacht hatten?

Weshalb nicht? Hatten sie nicht so, gerade so im vorigen Jahre hier gehaust, zusammen mit den Indianern, ihren Bundes- und Gesinnungsgenossen? Hier in diesen Bergen, diesen Thälern, diesen Wäldern? Dieselben Franzosen, die jetzt wieder drohten? deren Herannahen schon verkündet war? Entsetzlich, entsetzlich!

Das arme Mädchen hatte bis zu diesem Augenblick, so weh und beklommen es ihr auch um's Herz gewesen, keine Furcht vor irgend einer bestimmten Gefahr empfunden. Jetzt überfiel sie diese Furcht mit jäher Gewalt. Sie spähte mit starren Augen an dem Rand des Waldes hin, aus dessen geheimnißvollem Schweigen sie ja jeden Augenblick hervorbrechen konnten. Sie horchte mit gespanntem Ohr in die Ferne, bis das Blut in ihren Schläfen zu sieden schien und schier die Adern sprengen wollte. Allbarmherziger Gott! was sollte aus ihr werden! Wie hatte Lambert sie in dieser fürchterlichen Oede lassen können: er, der so lange ihr Schutz und Schirm ge-

wesen, der sie behütet, wie seinen Augapfel! Wenn doch nur Konrad käme? es war ungefähr um dieselbe Zeit, als er gestern heimkehrte! nein, es war später — die Sonne war ja schon untergegangen, und jetzt hing sie noch über dem Walde; aber weshalb sollte er heute eben so lange ausbleiben! Und wer konnte sie nächst Lambert besser beschützen, als Lambert's Bruder, der Starke, Kühne, der seinen Fuß nur über eines Hauses Schwelle zu setzen brauchte, damit sich die Bewohner sicher fühlten! So hatte Lambert noch heute Morgen gesagt! Warum blieb er jetzt aus, wo er so sehnlich herbeigewünscht wurde!

Katharine drückte die Hände gegen ihre pochenden Schläfen. Was sollte sie thun? was konnte sie thun, als ausharren und versuchen, die Angst, die gewiß kindische Angst zu beschwichtigen? Da neben ihr lag die Bibel; sie hatte so oft in trüben Stunden Ruhe und Trost aus dem theuren Buche geschöpft! Sie griff darnach und las, wohin eben ihr Auge fiel:

„Und der Herr sahe gnädiglich an Abel und sein Opfer.

Aber Kain und sein Opfer sah er nicht gnädiglich an. Da ergrimmte Kain sehr und seine Geberde verstellete sich.

Da sprach der Herr zu Kain: warum ergrimmest Du? und warum verstellet sich Deine Geberde?

Da redete Kain mit seinem Bruder Abel. Und es begab sich, da sie auf dem Felde waren, erhub sich Kain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn todt."

Die Schrift flimmerte vor ihren Augen; mit einem dumpfen Angstschrei sprang die Entsetzte auf. Kain erschlug den Abel! Kain erschlug den Abel! Und sie hatte ihn herbeigewünscht, ihn, den Fürchterlichen! ihn, der heute Morgen mit grimmiger Geberde die entsetzlichsten Drohungen ausgestoßen! Nein, nein, er durfte nicht zurückkommen; er durfte sie hier nicht allein finden! er durfte sie nie wieder sehen! sie mußte fort — Lambert entgegen! sie mußte ihn warnen, ihm sagen, daß sein Bruder ihn erschlagen würde, um ihrethalben! Daß er sie aufgeben müsse, oder mit ihr fortziehen müsse, in die weite Welt; fliehen müsse vor dem Bruder; sie, sich selbst retten müsse vor dem fürchterlichen Bruder!

Als ob das Blockhaus hinter ihr in Flammen stände, so eilte Katharine von der Schwelle, den Hügel hinab, dem Bache zu, am Bache entlang, ohne sich umzusehen, ohne zu bemerken, daß sie die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen, daß sie sich mit jedem

Schritte nur weiter von Lambert entfernte. Endlich, als sie zu der Brücke gelangte, wo sie gestern Abend von Lambert eingeholt war, wurde sie ihres Irrthums inne. Nun wollte sie umkehren, aber ihr war, wie einem Schiffbrüchigen, den die Welle, die ihn an das Land tragen sollte, wieder in's Meer zurückreißt. Unentrinnbar schien das Verderben, dem sie hatte entfliehen wollen. Nicht mehr fähig, einen weiteren Entschluß zu fassen, gänzlich der Kraft beraubt, sank sie zusammen, und, als müsse sie hier den erwarteten Todesstreich empfangen, neigte sie das Haupt und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Katharine!"

Langsam zog sie die Hände von dem todesbleichen Gesicht, und blickte Konrad, der, die Büchse über der Schulter, den Hund auf seinen Fersen, als wäre er aus dem Schilf des Ufers emporgetaucht, vor ihr stand, mit leeren Blicken an. Sie war ja auf sein Kommen vorbereitet; sie wußte ja, daß er kommen würde. Sie fühlte auch das namen- und wesenlose Entsetzen von vorhin nicht mehr; im Gegentheil: eine sonderbare Ruhe war plötzlich über sie gekommen, und mit ruhigem Tone sagte sie:

„Du kommst spät; ich habe Dich erwartet."

„Wirklich?“ sagte Konrad.

Auch er war sehr bleich und der Ausdruck seines Gesichtes seltsam verändert; Katharine bemerkte es wohl, aber es konnte sie in dem Entschlusse, die Entscheidung, und koste es ihr Leben, sofort herbeizuführen, nicht irre machen. Sie richtete sich nicht ohne Mühe, — denn die Glieder waren ihr wie abgestorben — aus ihrer halb knieenden Stellung auf, und sagte, indem sie mechanisch nach dem Hause zurückzugehen anfing:

„Ich habe Dich erwartet, weil ich Dir, bevor ich Euer Haus verlasse, gern etwas gesagt hätte.“

Konrad stutzte; Katharine fühlte es, trotzdem sie die Augen auf den Boden gerichtet hielt; dennoch fuhr sie fort, indem sie unwillkürlich schneller ging.

„Was ich Dir heute Morgen nicht habe sagen können, weil es erst seitdem geschehen ist. Ich habe mich mit Deinem Bruder verlobt.“

Sie erwartete, daß jetzt der Ausbruch erfolgen würde, aber Konrad blieb schweigend an ihrer Seite.

„Ich habe mich mit ihm verlobt,“ sagte Katharine — und ihre Stimme wurde fester, während sie sprach — „heute Morgen, nachdem Du fort warst, und weiß nicht, wie es gekommen ist. Ich weiß nur,

daß Lambert mehr für mich gethan hat, als je ein Mensch, meinen alten guten Vater, der nun auch todt ist, etwa ausgenommen; und daß ich ihm mein Leben verdanke, und daß deshalb mein Leben ihm gehört; und daß er es hätte von mir haben können, zu jeder Zeit, wenn er es von mir gefordert hätte. Er hat es auch heute nicht von mir gefordert; ich habe es ihm gegeben, freiwillig; mein Leben und mein Lieben, denn das ist Eins. Und nun —"

„Und nun?" fragte Konrad.

„Nun muß ich fort, wenn Du der gute Bruder nicht bist, den Lambert so liebt; wenn Du die bösen Worte, die Du heute Morgen gesprochen, zu bösen Thaten machen willst. Wie könnte ich dableiben? bleiben und sehen, wie ich Unfriede gesäet habe zwischen Bruder und Bruder, jetzt, wo Ihr Schulter an Schulter dem bösen Feinde gegenüberstehen müßt. Wohin ich gehen soll, — ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß ich nicht bleiben kann, so lange Du Deinem Bruder zürnst um meinethalben. Aber, Konrad, sieh, während ich so spreche, ist mir, als ob es ganz unmöglich sei, daß Du Dich zwischen mich stellen könntest und Deinen Bruder."

„Weshalb unmöglich?" fragte Konrad.

„Weil Du Deinen Bruder liebst," erwiederte Katharine, die immer muthiger wurde, je länger sie sprach; „und alle Ursache hast, ihn zu lieben, und weil Du mich nicht liebst, ich meine, wie Lambert mich liebt. Weshalb solltest Du auch? Du kennst mich ja gar nicht; hast mich gestern zum ersten Male gesehen, und heute Morgen ein paar Minuten. Und wenn ich Dir wirklich gefallen habe, und Du hörst nun, daß ich mein Herz bereits weggegeben, und an Deinen Bruder, — was könntest Du, als ein braver Mensch, anders thun, als Dich unseres Glückes freuen, wie wir uns freuen würden, wenn Dir der Himmel ein gleiches Glück beschieden, was, wie ich gewiß hoffe, bald geschehen wird."

Sie waren vor dem Hause angelangt. Die Dogge, welche mit langen Sätzen vorausgeeilt war, kam ihnen wedelnd entgegen, und sprang an ihrem Herrn empor. Konrad drängte das Thier von sich; aber nicht mit seiner gewöhnlichen rauhen Heftigkeit; seine Miene war traurig mehr als zornig; seine Bewegungen die eines tief Ermüdeten. Er ließ sich auf die Bank sinken, auf welcher noch Katharine's Arbeit und die Bücher lagen, und stützte, den Ellenbogen auf's Knie stemmend, die Stirn in die Hand.

„Du bist hungrig und durstig von der langen Jagd;“ sagte Katharine; „darf ich Dir das Abendbrod bereiten?“

Konrad schüttelte das Haupt. Aus Katharine's Seele war alle Furcht entschwunden; ja, wie sie jetzt den Wilden, Unbändigen so still, so in sich versunken da sitzen sah, regte sich in ihrem Herzen stärker und stärker ein anderes Gefühl.

„Konrad,“ sagte sie leise.

„Konrad,“ wiederholte sie, und sie legte ihm die Hand auf die Schulter; „ich will Dich gewiß auch recht lieb haben.“

Ein dumpfes Stöhnen, wie eines Thieres, das auf den Tod getroffen ist, brach aus Konrads breiter Brust; er schlug die beiden Hände vor das Gesicht, und weinte laut, wie ein Kind; und wie eines Kindes leichte Gestalt wurde der Leib des riesengewaltigen Mannes von der Leidenschaft geschüttelt, die in ihm wühlte.

Katharine stand einen Augenblick hülflos, sprachlos da; dann drangen auch aus ihren Augen warme Thränen, und mit den Thränen fand sie Worte, milde, gute Worte des Mitleids, des Trostes. Sie sagte ihm wieder und wieder, daß sie ihn lieb haben

wolle, daß sie ihn lieb habe, wie nur je eine Schwester den Bruder lieb gehabt; daß sein junges, leidenschaftliches Herz zur Ruhe kommen, daß er in ihr seine Schwester sehen, und in diesem Gefühl ein reines Glück finden würde, bis auch ihm in der Liebe zu einem wackeren Mädchen ein anderes Glück erblühe, an welchem Niemand innigeren Antheil nehmen würde, als sie und Lambert.

„Nenne seinen Namen nicht!“ schrie Konrad.

Er war aufgesprungen, an allen Gliedern vor Zorn bebend, seine Augen loderten; er hatte den Lauf der Büchse, die neben ihm gelehnt hatte, krampfhaft erfaßt.

„Du denkst mich mit Worten abzuspeisen; mir die glatten Worte und ihm die Küsse; ich habe es heute im Walde gesehen, wie schön Du küssen kannst!“

Und er brach in ein gelles Gelächter aus; Katharine wich entsetzt zurück.

„So,“ sagte Konrad, „das ist Dein wahres Gesicht! liebst Du mich noch wie eine Schwester ihren Bruder?“

„Wenn Du so unbrüderlich bist, nein;“ sagte Katharine; „aber Du weißt nicht, was Du sprichst.“

„Wirklich nicht!“ knirschte Konrad.

„Und nicht, was Du thust," sagte Katharine. „Du würdest Dich sonst schämen, ein armes, hülfloses Mädchen so zu quälen."

Sie lehnte gegen den Pfosten der Thür, bleich und zitternd, die Hände über der Brust gefaltet, die großen Augen unverwandt auf den Zornigen gerichtet, der vergebens versuchte, ihrem Blick zu begegnen, und wie ein wildes Thier vor ihr auf und niederras'te.

Da schlug die Dogge an, und in demselben Momente wurde der dumpfe Hufschlag eines Pferdes vernehmbar, das in vollem Lauf herankam. Entsetzen faßte Katharinen: wenn Lambert jetzt zurückkehrte, — und es konnte nur Lambert sein! — was sollte daraus werden!

„Konrad!" rief sie, „Konrad, es ist Dein Bruder!"

Und, von einer überwältigenden Empfindung getrieben, stürzte sie vor ihm nieder und umklammerte seine Kniee.

„Laß mich!" schrie Konrad.

„Nicht, bis Du geschworen, daß Du ihm kein Leid thun willst!"

„Laß mich," schrie Konrad noch einmal, und er riß sich gewaltsam los; Katharine taumelte empor,

strauchelte und stürzte; ihr Kopf schlug heftig gegen die hohe Schwelle der Thür; die Besinnung wollte ihr vergehen; aber sie raffte sich mit einer ungeheuren Anstrengung wieder auf, als zornige Stimmen an ihr Ohr schlugen, und warf sich zwischen die Brüder.

„Um Gottes willen, Lambert, Konrad! lieber tödtet mich, laßt von einander! Konrad, es ist Dein Bruder; Lambert, er weiß nicht, was er thut!"

Die Brüder ließen von einander und sahen sich mit funkelnden Augen an, keuchend; Lambert war die Büchse bei dem Ringen auf die Erde geglitten, Konrad hielt die seine halb erhoben in den starken Händen.

„Nun," sagte Lambert; „warum schießest Du nicht?"

„Ich will Dein Leben nicht," sagte Konrad; „wenn ich es wollte, ich hätte es heute Morgen haben können."

„Was willst Du denn?"

„Nichts von Dir; weshalb bist Du gerade jetzt gekommen; Du solltest mich nicht wieder sehen. Aber da wir doch noch einmal zusammengetroffen sind, so laß Dir gesagt sein, daß es das letzte Mal gewesen sein muß. Geh' Du Deine Wege, und laß mich die meinen gehen!"

Er warf die Büchse mit einer heftigen Bewegung auf die Schulter, und wandte sich. Lambert vertrat ihm den Weg.

„Konrad," sagte er, „Du darfst nicht fort; „ich will vergessen, daß Du die Hand gegen mich erhoben, vergiß Du auch, daß ich es gethan. Bei dem Andenken unseres Vaters, bei dem Andenken unserer Mutter beschwöre ich Dich: geh' nicht von Deinem Elternhause!"

„Es ist zu klein für uns Alle;" sagte Konrad mit bitterem Hohn.

„So wollen wir es verlassen; ich will es gern, wenn Du nur bleibst."

„Ich brauche kein Haus," sagte Konrad.

„Das Haus aber braucht Dich, damit Du es vertheidigen hilfst gegen den bösen Feind. Oder möchtest Du es in Flammen aufgehen sehen? Du weißt, daß der Franzose in Anmarsch ist, weißt vielleicht mehr davon als ich, als wir Alle; und wir haben Dich heute schmerzlich vermißt. Willst Du zum Verräther werden an der gemeinsamen Sache, an Deinem Bruder, Deinen Freunden, an den Weibern und Kindern? Konrad, Du darfst nicht fort!"

„Damit Ihr Euch wieder verkriechen könnt, wie

damals!“ rief Konrad; „ich will mich nicht verkriechen; ich will offen kämpfen; ich will's auf meine eig'ne Hand, ganz allein, und dann mögt Ihr hier in Euren Löchern zu Grunde gehen oder nicht, mich soll's nicht kümmern. Mein Blut komme über mich, wenn ich je wieder einen Fuß über diese Schwelle setze!“

Er drückte sich die Pelzmütze in die Augen, pfiff seinem Hund, und stieß, als derselbe an ihn herankam, mit dem Fuß, daß das Thier heulend zurückflog.

„Du kannst auch hier bleiben!“ schrie er. „Fluch über Euch Alle!“

Das war das letzte Wort, welches Katharine noch vernahm. Die furchtbare, seelische Erregung der letzten Stunden hatte ihre Kräfte aufgezehrt, und der Fall, den sie vorhin gethan, sie vollends erschüttert. Sie fühlte einen stechenden Schmerz in den Schläfen, es sauste ihr vor den Ohren; nur wie durch einen Schleier sah sie noch Lamberts Gestalt sich über sie beugen, und dann war es nicht Lambert, sondern Base Ursel, und dann versank Alles um sie her in tiefe Nacht.

Elftes Capitel.

Base Ursel hatte an Katharine's Lager in der Kammer gesessen, sorgsam jede Regung des jungen Mädchens beobachtend, das mit geschlossenen Augen, in Halbschlaf, wie es schien, mit bleichem Antlitz dalag; auch wiederholt ihren Puls gefühlt und die kalten Umschläge auf der Stirn erneuert. Jetzt beugte sie sich wieder über sie hin, horchte auf die ruhigeren Athemzüge, nickte dann zufrieden und murmelte: „Na, das hätte nun weiter nichts zu sagen; jetzt wollen wir einmal nach dem Jungen sehen."

Sie erhob sich, und verließ so leise, wie es ihre plumpen Stiefel erlauben wollten, die Kammer, ein unwilliges Gesicht schneidend, als die Thür, so sacht sie dieselbe auch zudrückte, ein wenig knarrte. Lambert, der am Heerd gesessen hatte, hob den Kopf und blickte der Eintretenden aus ängstlich fragenden Augen entgegen. Base Ursel nahm an seiner Seite Platz, stemmte die Füße gegen den Heerd und sagte in einem Ton, der ein Flüsterton sein sollte, und bei ihrer

tiefen, rauhen Stimme doch nur ein dumpfes Knurren wurde:

„Na, Lambert, auf der Seite“ — sie machte dabei mit dem großen Kopf eine Bewegung nach der Kammer — „geht es so weit ganz gut. Das Mädchen ist ein braves Kind und wird morgen wieder fest in ihren Schuhen stehen. Wenn wir Frauensleute über Eure Dummheiten immer gleich sterben wollten, hätten wir viel zu thun.“

Lambert ergriff die Hand der guten Frau; Thränen standen ihm in den Augen. Base Ursel wußte nicht, wie es zuging, aber auch ihre Wimpern wurden feucht. Sie athmete ein paar Mal tief, und sagte: „Schäme Er sich, Lambert, Er hat wirklich ein Herz wie ein junges Huhn; und dabei fällt mir ein, daß ich eigentlich den ganzen Tag nichts gegessen habe. Gieb Er mir doch einmal ein Stück Brod und Schinken, oder was Er hat, und wenn noch ein Schluck Rum da in der Flasche ist, so kann es auch nicht schaden; aber thue Er zwei Drittel Wasser dazu. Ein ordentlicher Mensch sollte das feurige Zeug gar nicht anders trinken; und nun wollen wir einmal ein vernünftiges Wort sprechen, Lambert. Wir brauchen

uns nicht zu geniren; das Mädel schläft so fest, daß sie vor sechs Stunden nicht wieder aufwacht."

Lambert hatte das Gewünschte aus dem Küchenschrank genommen; Base Ursel rückte ihren Stuhl an den Tisch, und sagte, während sie sich's trefflich schmecken ließ:

„Weiß Er, Lambert, daß das Mädel ein Schatz ist?"

Lambert nickte.

„Und daß weder Er, noch der Konrad, noch irgend ein Mannsbild in diesem irdischen Jammerthal gut genug für das Mädchen ist?"

Lamberts Augen sagten: Ja.

„Ich habe sie mir jetzt erst recht genau angesehen," sagte Base Ursel, „wie sie so dalag, weiß und blutend wie die Taube heute Morgen. Da ist kein böser oder schiefer Zug in dem ganzen lieben Gesicht; Alles die lautere Reinheit und Unschuld, als hätte Gott der Herr das Himmelsfenster aufgemacht und sie auf die Erde herabgesandt. Ach, du guter Gott! und nun denken zu müssen, daß so ein lieber Engel zu all dem Leid und Kreuz ausersehen ist, welches unser Erbtheil ist von unserer Evamutter an — es ist zu schrecklich! Indessen, Lambert, recht bei Licht betrachtet, kann Er schließlich nichts dafür, denn Er

hat die Welt nicht gemacht, und ist, Alles in Allem, ein guter Mensch, ja, ein recht guter Mensch, Lambert, und was Base Ursel thun kann, Ihm den Weg zu Seinem Glücke zu ebnen, das soll von Herzen geschehen, Lambert. Ja, wahrhaftig, Lambert, das soll es."

„Ich danke Euch, Base," erwiederte Lambert; „ich kann wohl sagen, ich war immer von Eurer Güte überzeugt, und habe stets auf Euch gerechnet; aber ich fürchte, jetzt kann uns Niemand mehr helfen. Wie soll ich mit ihr vor Gottes Altar treten, wenn ich weiß, daß mir der Bruder mein Glück mißgönnt? und wenn ich es könnte, Katharine würde den Gedanken nicht ertragen, daß sie es ist, um derentwillen mir Konrad unversöhnlich zürnt. Sie weiß, wie ich den Jungen geliebt habe, wie ich ihn noch liebe! Ich könnte mein Blut für ihn verspritzen! und er muß sich so von mir, von uns lossagen! und gerade jetzt! gerade jetzt!"

Lambert stützte traurig die Stirn in die Hand; auch auf Base Ursels rauhem Gesicht lag eine tiefe, rathlose Traurigkeit; sie wollte Lambert etwas Tröstliches sagen; aber sie fand nichts. Lambert fuhr fort:

„Ich zürne ihm ja nicht; wie sollte ich auch?

Ihr wißt, Base, wir schwankten lange Zeit, ob er nicht anstatt meiner nach New-York gehen sollte, da er besser abkommen kann als ich, und wir es auch für gut hielten, wenn er einmal hinaus unter andre Menschen käme. Da hätte ja er Katharine finden können, und er würde gewiß eben so gehandelt haben wie ich, und wer weiß, wie Alles dann sich gefügt hätte."

Base Ursel schüttelte den großen Kopf.

„Versündige Er sich nicht, Lambert," sagte sie; „ich habe immer noch gefunden, daß es, Alles wohl erwogen, immer just so hat kommen müssen, wie es gekommen ist. Und damit Punktum."

„Ich kann mir ja auch nicht denken, es hätte anders kommen können," erwiederte Lambert; „so wenig, wie ich mir denken kann, daß dies nicht meine Hand ist, und doch möchte ich sie hingeben, könnte ich Konrad dafür wieder gewinnen."

„Und ich meine beiden Hände und meinen alten Kopf dazu," sagte Base Ursel, „könnte ich damit bewirken, daß meine vier Jungen da lebendig zur Thür hereinkämen. Lambert, Lambert, lasse Er sich sagen: Wenn und Aber sind ganz schöne Dinge; nur muß man sie sich vom Leibe halten, sonst wird man darüber ver-

rückt, Lambert; ich hab's an mir erlebt und meinem Alten."

„Aber Konrad ist ja nicht todt," rief Lambert; „da kann ja nicht alle Hoffnung geschwunden sein. Ich hatte auch den Kopf verloren; ich wußte ja nicht, was ich sagte, was ich that. Er war ja ohne das schon unglücklich genug. Ach, Base, ich bin gewiß auch schuld daran; ich möchte ihm das sagen; ich möchte ihm so recht in's Herz reden. Er hat noch immer auf mich gehört. Was meint Ihr, Base?"

„Ja, was soll ich meinen?" erwiederte Base Ursel ärgerlich. „Es ist immer die alte Geschichte. Erst stellt Ihr die Welt auf den Kopf, und dann kommt Ihr gelaufen und schreit: was meint Ihr nun, Base? Bin ich der liebe Gott? es thäte manchmal wahrhaftig noth. Na, Lambert! darin hat Er freilich recht: der Konrad ist noch nicht todt, und so brauchen wir die Flinte auch nicht in's Korn zu werfen. Aber das Kind mit dem Bade ausschütten, das geht nicht, und Oel in's Feuer gießen, macht die Flamme nur größer. Wenn Er jetzt zu dem Konrad käme, das würde nimmer gut thun und hieße Feigen sammeln wollen von dem Dornstrauch. Mit der Zeit pflückt man Rosen, Lambert, mit der Zeit."

Base Ursel wiederholte noch mehrmals die letzten Worte, als wollte sie ihrer Rathlosigkeit damit zu Hülfe kommen.

„Aber die Zeit drängt," sagte Lambert. „Wer weiß, wie bald wir die Franzosen hier haben! Vielleicht morgen! und morgen sollte unser Hochzeitstag sein! lieber Gott!"

Und er erzählte der Base, was er mit dem Pfarrer verabredet hatte.

„Ja, ja, der Mensch denkt und Gott lenkt," sagte Base Ursel. „Von morgen kann nun keine Rede sein; so weit ist das arme Ding wohl morgen noch nicht; und was das Andre anbetrifft, da laß Er mich nur sorgen, Lambert. Ob das Mädel zu mir kommt, oder ich zu dem Mädel, das wird sich wohl so ziemlich gleich bleiben, selbst in des Pfarrers Augen, um von dem lieben Gott gar nicht zu reden, der mehr zu thun hat, als daß er sich um solchen Hokuspokus kümmern könnte. Vorläufig bin ich hier; ich hätte gern noch nach meinem Alten gesehen, der ja heute ganz desparat und heidenmäßig war; aber wenn's denn so sein muß, bleibe ich auch. Es muß doch Jemand das Regiment führen, wenn Sein Regiment einrückt. Still da, Pluto! was hat denn die Bestie?

ich glaube gar, die Burſche kommen ſchon! Seh Er einmal nach, Lambert; ich werde unterdeſſen nach dem Mädel ſchauen; und, Lambert, wenn ſie es ſind, ſo behalte er ſie vor dem Hauſe; die Nacht iſt warm und Ihr werdet ſo wie ſo Wache halten wollen. Wer ſchlafen will, kann hier hereinkommen, und ſich an dem Heerd hinlegen; aber mäuschenſtill, das bitte ich mir aus."

Baſe Urſel ging in die Kammer, Lambert trat vor die Hausthür, dem noch immer knurrenden Pluto bedeutend, daß er ſtill ſein müſſe. Er horchte in die Nacht hinein, und jetzt vernahm auch ſein Ohr deutlich den Schritt der Kameraden. Bald tauchten die Geſtalten aus dem leichten Nebeldunſt, der noch immer auf den Wieſen in der Nähe des Baches zog, obgleich der Mond ſchon in einiger Höhe über dem Walde ſtand. Es waren ihrer drei. Lambert ſchlug das Herz. Er erwartete nur Fritz Volz und Richard Herckheimer; war Konrad der Dritte? gewiß, gewiß! es war Konrad, es mußte Konrad ſein!

Aber aus Pluto's breiter Bruſt klang es jetzt wie rollender Donner; ſollte das kluge, treue Thier ſeinen Herrn nicht erkannt haben? Lambert ging in einer ungeheuren Aufregung den Kommenden entgegen.

„Gott zum Gruß, Lambert!“ sagte Richard Herckheimers frische Stimme.

„Grüß' Dich Gott, Lambert!“ sagte Fritz Volz.

Der Dritte war ein paar Schritte zurückgeblieben.

„Wer ist der Andre?“ fragte Lambert mit zitternder Stimme.

„Rath einmal!“ sagte Richard lachend.

„Der verdrehte Kerl!“ sagte Fritz Volz.

„Er wollte durchaus mit, obgleich selbst Annchen meinte, er sollte sein Pulver nicht unnöthig verschießen,“ sagte Richard.

„Es ist Adam Bellinger?“ fragte Lambert.

„Nun, so komm doch heran, Du Hasenfuß,“ sagte Fritz Volz.

„Hält er den Hund auch ganz fest?“ fragte Adam mit unsichrer Stimme.

Richard und Peter lachten, Lambert konnte nicht einstimmen, wie er es wohl zu jeder andern Zeit gethan hätte. Adam anstatt Konrads! und was konnte den thörichten Menschen zu der nächtlichen Wanderung bewogen haben, wenn nicht der Wunsch, wieder in Katharine's Nähe zu kommen? und was sollten die Freunde von ihm, von Katharinen denken? was

würde der schwatzhafte Adam ihnen nicht unterwegs Alles erzählt haben?

„Höre," sagte Richard, der, während sie dem Hause zuschritten, Lambert unter den Arm gefaßt hatte, „komme ein wenig zu; ich wollte Dir ein paar Worte sagen. Du mußt nicht böse sein, Lambert, daß wir den Adam mitgebracht haben; aber er wollte sich wirklich nicht bedeuten lassen. Weiß der Himmel, was ihm in seinen Kalbskopf gefahren ist! Aus seinen verrückten Reden wären wir natürlich nicht klug geworden, aber seine Frauenzimmer haben uns das Licht hell genug angesteckt! Daß Dich! Na, Lambert, alter Junge, ich wünsche Dir von ganzem Herzen Glück. Und da kann ich Dir auch sagen, daß mir dabei ein mächtiger Stein vom Herzen gefallen ist. Du weißt, ich habe das Annchen immer gern gehabt, und sie ist mir auch nicht gerade bös gewesen; aber der alte Bellinger hat es sich ja nun einmal in den Kopf gesetzt, daß Du sein dritter Schwiegersohn werden müßtest, und keiner sonst. Nun, wenn Du das fremde Mädchen heiratheſt, so ist uns Allen geholfen. Darum noch einmal Glück und Segen, Lambert Sternberg, von ganzem Herzen!"

„Das wünsche ich auch Dir," sagte Lambert.

„Ich weiß es," sagte Richard; „aber nun müssen wir Deinem Mädchen guten Abend bieten, Lambert; wenn sie halb so schön ist, wie Adam schwört, muß es ja ein wahres Wunder sein. Ist sie drinnen?"

Sie standen vor der Thür; die beiden Andern waren noch immer zurück; Lambert zog seinen jungen Freund neben sich auf die Bank und erzählte ihm in der Kürze Alles, was er ihm früher oder später sicher mitgetheilt hätte, und was jetzt ja doch keinen Augenblick verheimlicht werden konnte.

„Das ist meine Lage, Richard," schloß er; „Du kannst Dir denken, wie schwer mir das Herz ist."

„Wohl kann ich mir's denken," sagte Richard Herckheimer, Lamberts Hand herzlich drückend; „armer Freund, das ist ja eine böse Geschichte. Konrad sollte sich wahrhaftig schämen, gerade jetzt sich von Dir loszusagen und den Karren stecken zu lassen, wo selbst Kerle wie Johann Mertens und Hans Haberkorn mit uns an demselben Strang ziehen."

„Siehst Du Richard, das ist es, was mich am meisten betrübt," sagte Lambert. „Du weißt, wie sie über uns geredet haben im vergangenen Jahr, und daß wir es mit den Franzen hielten und daß Konrad besser indianisch als deutsch spräche, und was des

schändlichen Zeugs mehr war. Was werden sie nun erst sagen, wenn sie hören, daß Konrad in dem Augenblick, wo die Gefahr hereinbricht, abermals nicht unter uns zu finden ist!"

„Laß sie sagen, was sie wollen," sagte Richard. „Meinen Vater, den Pfarrer und alle Verständigen hast Du immer auf Deiner Seite gehabt und sie werden auch diesmal wissen, woran sie sich zu halten haben. Vielleicht besinnt sich der Konrad auch noch."

„Das gebe Gott," sagte Lambert mit einem tiefen Seufzer.

„Und nun will ich Fritz Volz einen Wink geben," sagte Richard aufstehend, „und dann sollst Du uns sagen, was wir für diese Nacht zu thun haben."

Richard Herckheimer ging auf die beiden Anderen zu, die noch immer in einiger Entfernung standen, und, wie es schien, in einem Wortwechsel begriffen waren. In demselben Augenblicke kam Base Ursel aus der Thür.

„Ist Er's, Lambert?"

„Ja, Base."

„Und wer sind die Andern?"

Lambert nannte die Freunde.

„Was will denn der Adam?" sagte Base Ursel;

„der Kerl ist wohl ganz närrisch geworden. Na, Lambert, das ist seine Sache; aber morgen schickt Er mir den albernen Menschen wieder fort; wir können hier keine unnützen Esser brauchen. Für heute mag er hereinkommen mit den Andern. Die Katharine ist wieder auf; sie sagt, es sei jetzt keine Zeit zum Krankseln. Na, da hat sie nun freilich recht, und so steht sie denn am Feuer und kocht Seinen Leuten eine Abendsuppe, als wenn nichts vorgefallen wäre: das Prachtmädel! Ich werde nun nach Hause gehen, und Lambert, was Ihm der Pfarrer gesagt hat, das ist ja gewiß gut gemeint, aber im Grunde doch nur dummes Zeug. Er ist ein ehrbarer Mensch und das Mädel nicht leichtfertig; und der liebe Gott wird wissen, was er davon zu halten hat."

Lambert eilte an Base Ursel vorüber in's Haus, Katharine kam ihm entgegen, den Kopf mit einem Tuch umwunden, bleich, aber auf den Lippen ein holdes Lächeln. „Du darfst mich nicht schelten," sagte sie; „ich that nur, der Base zu Gefallen, als ob ich schliefe; ich habe Alles gehört; ich konnte nicht ruhig liegen bleiben, während Du so viele Gäste hast. Mir geht es wieder ganz gut."

Sie lehnte ihren Kopf an seine Brust und flüsterte:

„Und Du liebst mich, trotzdem, Lambert, nicht wahr?“

Lambert hielt das holde Mädchen fest umschlungen, als sich ein lautes Ehem! vernehmen ließ, und Base Ursel in die Thür trat, von den drei jungen Männern auf dem Fuße gefolgt.

„So, Ihr jungen Leute,“ sagte Base Ursel, „kommt herein, und eßt Euer Abendbrod, notabene, wenn's fertig sein wird; und dies hier ist meines Lambert liebe Braut Katharine, und nun steht nicht da herum wie Lots Salzsäule, und, Adam Bellinger, Er kann auch wohl Seinen Mund zumachen, es fliegen Ihm keine gebratenen Tauben hinein; es giebt heute Abend nur eine Suppe, wobei Er schon selber die Hände wird regen müssen, die Er gelegentlich mal aus den Taschen nehmen kann. — So, Richard Herckheimer, das ist recht, daß Er der Jungfer gleich die Hand bietet; Er ist immer der Manierliche, das hat Er von Seinem Vater. Und nun will ich fort. Behüt' Dich Gott, Katharine, und Ihn, Lambert, und Euch Alle; ich komme morgen wieder her, und vielleicht gleich mit meinem Alten. Jetzt soll sich Niemand weiter um mich kümmern; hört Ihr? Base Ursel weiß allein nach Hause zu finden.“

Sie hatte, während sie so sprach, ihr Gewehr umgehangen, Katharine auf die Stirn geküßt und den jungen Männern der Reihe nach die Hand geschüttelt. Dann schritt sie zum Hause hinaus in die wehende Nacht.

Die drei Gäste athmeten sichtlich auf, als die gestrenge Base Ursel den breiten Rücken gewandt hatte, und ihr kräftiger Schritt draußen nicht mehr gehört wurde; aber es dauerte doch eine geraume Zeit, bis sie einigermaßen frei um sich zu blicken und zu reden wagten, so freundlich auch Katharine zum Sitzen einlud und versicherte, daß die Suppe bald fertig sein werde. Richard Herckheimer sagte zu Fritz Volz: „Aber so setze Dich doch, Fritz!" blieb aber selber stehen, und Fritz Volz stieß Adam Bellinger in die Seite, und fragte ihn, ob er denn nicht sehe, daß er der Jungfer im Wege stände? Dabei rieben sie sich die Hände, als ob sie ganz und gar durchgefroren wären, trotzdem wenigstens Adam die hellen Schweißtropfen auf der schmalen Stirn standen; und, wenn sie ein Wort sprachen, thaten sie es im Flüsterton, als würde die dampfende Suppe, die Katharine jetzt auf den Tisch setzte, ihre letzte Mahlzeit sein.

Adam Bellinger war nicht ganz gewiß, ob dies

nicht für ihn der Fall sein werde. Fritz Volz hatte ihm vorhin auseinandergesetzt, daß die Hauptsache sei, fleißig gegen den Feind zu patrouilliren, und daß Adam, wenn er denn doch einmal so brenne, sich mit den Franzosen zu messen, damit den Anfang machen müsse. Nun sei es allerdings kein Spaß, zur Nacht in den Wäldern umherzulaufen, wenn hinter jedem Baum ein Franzose stehen könne; aber Adam werde die Kerle schon Mores lehren. Adam hatte behauptet, er sei gekommen, das Blockhaus gegen einen etwaigen Angriff vertheidigen zu helfen, nicht aber, sich bei Nacht und Nebel im Walde von den Franzosen todtschießen und von den Indianern scalpiren zu lassen. Darüber waren sie denn in Streit gerathen, der vorhin unterbrochen war und jetzt von dem neckischen Fritz, wenn auch mit einiger Schüchternheit, wieder aufgenommen wurde. Er wünschte von Adam zu wissen, woran er in der Nacht einen Baumstamm von einem Indianer unterscheide? und Richard fragte, wie er sich zu verhalten gedenke, wenn er plötzlich von hinten an seinen langen, gelben Haaren gefaßt und zu Boden gerissen würde? Adam wurde durch diese und ähnliche heikle Fragen der beiden Quälgeister in grenzenlose Verlegenheit gesetzt

und lachte laut, während er dem Weinen nahe war, bis sich Katharine in's Mittel legte und meinte: ein muthiger Mann werde in dem Augenblicke der Gefahr das Rechte treffen, wenn er es auch vorher nicht angeben könne.

„Ja wohl," sagte Adam, „das junge Frauenzimmer hat in ihrem kleinen Finger mehr Verstand als Ihr in Euren Köpfen; ich werde schon wissen, was ich zu thun habe."

Er begleitete diese muthigen Worte mit einem so dankbar zärtlichen Blick auf Katharine, daß die beiden lustigen Schelme in ein lautes Lachen ausbrachen, und selbst über Lamberts ernstes Gesicht ein Schimmer von Heiterkeit zog.

„Laßt es gut sein," sagte er, „Adam wird seine Schuldigkeit thun, so gut wie wir Anderen; und nun ist es Zeit, daß wir die Wache für die Nacht abtheilen: je zwei für zwei Stunden, und Adam und ich, wir wollen den Anfang machen. Gute Nacht, Katharine!"

Er reichte Katharine die Hand; die Anderen folgten seinem Beispiel; als Lambert aber mit Adam das Haus verließ, kamen ihm Fritz Volz und Richard Herckheimer nach.

„Wir wollen auch lieber draußen bleiben," sagte Richard. „Fritz kann, wie ich aus Erfahrung weiß, das Schnarchen nicht lassen, und das möchte Katharine stören, die gewiß des Schlafes bedarf."

Fritz Volz sagte: er könne das Schnarchen schon lassen, aber Richard nicht das Schwatzen, und da sei es allerdings besser, daß sie hier vor der Thür campirten.

„Ihr guten Jungen," sagte Lambert.

„Was da gut!" sagte Richard eifrig; „ich würde die ganze Nacht auf dem Kopf stehen, wenn ich wüßte, daß Katharine darum besser schliefe."

„Und ich würde mich da in den Creek hineinlegen bis an den Hals," sagte Fritz Volz.

Adam seufzte und blickte zu dem Mond hinauf, der hell und groß über dem Walde schwebte.

„Komm, Adam," sagte Lambert, „wir wollen unsere Runde antreten."

Sie machten sich, von Pluto begleitet, auf den Weg. Die beiden Anderen streckten sich, in ihre Decken gehüllt, die Büchsen im Arm, vor der Thür in den trockenen Sand, Fritz Volz ohne zu schnarchen, Richard Herckheimer, ohne zu schwatzen, Beide zu den

blitzenden Sternen aufschauend und in Gedanken verloren, die Gustchen und Annchen Bellinger glücklicherweise verschwiegen blieben.

Katharine war noch nie so treu und gut bewacht worden, wie in dieser Nacht.

Zwölftes Capitel.

Der folgende Tag war ein Sonntag, aber er brachte den Deutschen am Mohawk und Creek keine Sabbathruhe, sondern eitel Arbeit, Mühe und Lärm und Verwirrung. Vom frühsten Morgen schwärmte es in allen Ansiedlungen wie in einem Bienenkorbe. Da wurde von den Weibern gerüstet und gepackt; da wurden an klüglich ausgesuchten, möglichst verborgenen Orten Gruben gegraben, in die man so manches werthvolle Stück barg, das man nicht wohl mit fortschleppen konnte; da brachten die Männer ihre Waffen in Stand, oder holten das Vieh von den Weiden und aus den Wäldern und schlossen es in die Hürden ein, um es jeden Augenblick entweder nach dem Fort oder nach dem Herckheimerschen Hause treiben zu können, wie man denn gestern Abend die Ordre erhalten hatte; da eilten Boten geschäftig hin und her; von Zeit zu Zeit sprengte ein Reiter vorüber nach einem der Sammelplätze, welche für die drei fliegenden Corps bestimmt waren; und es überkam Alle ein Gefühl von Sicherheit und von Stolz,

als ein paar Stunden später ein solches Geschwader, das aus vierundzwanzig wohlberittenen und bewaffneten jungen Leuten bestand, unter Anführung von Carl Herckheimer, Richards älterem Bruder, den Fluß hinauftrabte, um eine Recognoscirung nach dem Black River hin zu machen, wie sie den Begegnenden zuriefen. Auch die beiden neuen Fähren waren schon gegen Mittag eingerichtet. Man überzeugte sich, wie nützlich diese Anordnung, welche gestern so lebhaften Widerspruch gefunden, schon für den Augenblick war, und nun gar, wenn es wirklich zur Flucht kam. Doch wurde es mehr als Einem schwer, an diese Möglichkeit zu glauben: schien doch die Sonne so goldig vom blauen Himmel herab und die Vögel sangen so lustig in den Bäumen, und von dem Kirchlein auf dem Hügel in der Ebene kam der Ton der kleinen Glocke so hell über die stillen Felder! Aber freilich — am zwölften November des vorigen Jahres war die Sonne auch hell aufgegangen, und als sie unterging, hatten ihr die Flammen von mehr als einem brennenden Hause nachgeleuchtet, und auf den Feldern hatte mehr als Einer gelegen, der sie nie wieder sollte aufgehen sehen. Die Erinnerung jenes entsetzlichen Ta-

ges war noch zu frisch in Allen, als daß auch die Leichtfertigsten sich gegen den Ernst der Gegenwart hätten verschließen können; und wie bitter der Gedanke war, Haus und Hof dem ruchlosen Feinde unbeschützt überantworten zu müssen, man wiederholte sich ein Wort Herckheimers vom vorigen Tage: daß Alles, nur das Leben selbst nicht, wieder zu ersetzen sei, und fügte sich, mehr oder weniger willig, in das Unvermeidliche.

Auch in dem sonst so stillen Hause am Creek war heute ein rastloses Treiben. Jakob Ehrlich und Anton Biermann vom Mohawk waren gekommen, ausgerüstet mit ihren Büchsen und mit einem großen Sack Munition, den ihnen Herckheimer mitgegeben und die derben Bursche den ganzen Weg den Creek aufwärts abwechselnd getragen hatten. Nun wurde das Pulver, zu welchem jeder seinen Vorrath hinzuthat, gleichmäßig vertheilt, und die Kaliber der Büchsen gemessen, wobei es sich herausstellte, daß man nur zwei verschiedene Größen Kugeln zu gießen haben würde. Mit diesem Geschäft betraute Lambert Adam Bellinger, nachdem ihm dieser unter vier Augen nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit erklärt hatte, wie es sein ernstlicher Wille sei, zu bleiben und jede Gefahr

mit ihm und den Andern zu theilen, sintemal es ihm vor den Franzosen keineswegs heimlich sei, er aber doch das Pfeifen ihrer Kugeln und das Kriegsgeschrei der Indianer noch immer lieber hören wolle, als das Gelächter seiner Frauenzimmer, wenn er nun unverrichteter Sache zurückkehrte. Lambert hatte Mitleid mit dem armen ehrlichen Schelm, um so mehr, als auch Katharine sich ihres täppischen Verehrers annahm und für seine Wunderlichkeiten stets ein gutmüthiges Lächeln hatte.

In dem Kriegsrath der sechs jungen Leute war beschlossen worden, daß man den Hof, welcher aus guten Gründen so weit vom Hause angelegt war, ohne weiteres aufgeben und sich nur auf die Vertheidigung des letzteren beschränken müsse. Der Vorschlag Richards, das Wasser des Creek in den trockenen Graben zu leiten, welcher die steinerne Einfriedigung am Fuße des Hügels umgab, wurde als voraussichtlich zu zeitraubend verworfen; dafür aber beschlossen, den fast verschütteten Graben möglichst zu vertiefen und die an manchen Stellen schadhaft gewordene Einfriedigung auszubessern und zu erhöhen, auch die Eingangsöffnung, der Hausthür gegenüber, durch Steine und Bretter gänzlich zu sperren und sich

unterdessen mit einer leicht wieder abzuwerfenden Brücke über Mauer und Graben weg zu behelfen. Für das Haus selbst fand sich wenig zu thun; doch wurden die starken Läden, mit welchen die Schießscharten des Erdgeschosses, gleich den Stückpforten eines Kriegsschiffes, von innen verschlossen werden konnten, sorgfältig nachgesehen; eben so wie die runden Löcher in dem Fußboden der Gallerie, durch welche man von oben auf den Feind feuern konnte, falls es ihm gelang, an das Haus selbst und unter die Gallerie vorzudringen. In das Dach wurden noch einige Luken geschnitten, um auch von hier aus die Heranrückenden mit zwei besonders weit tragenden Büchsen zu begrüßen.

Während die Männer in dieser Weise arbeiteten, waren auch Katharine und Base Ursel, die sich bereits am frühen Morgen wieder eingestellt hatte, nicht müßig gewesen. Wasser brauchte glücklicherweise nicht erst herbeigeschafft zu werden. Der von Lamberts Vater wohlweislich und mit unsäglicher Mühe im Innern des Hauses angebrachte Brunnen gewährte reichlich so viel man bedurfte; aber mit dem Vorrath an Nahrungsmitteln sah es für den Augenblick desto mißlicher aus. Konrad hatte während Lamberts Ab-

wesenheit, seiner Jägergewohnheit gemäß, von der Hand in den Mund gelebt und Katharine selbstverständlich noch keine Zeit gehabt, das Fehlende zu ergänzen. So mußte denn nun Adam wiederholt den glücklicherweise nicht allzuweiten Weg nach dem Dittmarschen Hause leer antreten, um mit Broden, Schinken und anderen guten Dingen bepackt, zurückzukehren, — jedesmal von dem lauten Halloh seiner lustigen Gefährten empfangen; — bis Base Ursel erklärte, es sei nun für acht Tage ausreichend gesorgt. Zu größerer Vorsicht hatte man noch ein paar Hammel von Lamberts kleiner Heerde in die Einfriedigung getrieben, wo auch der Hans in dem kurzen Grase ruhig weidete und nur manchmal den dicken Kopf schüttelte, und Lambert mit den klugen Augen anblickte, als wünsche er zu wissen, was das seltsame Treiben heute eigentlich zu bedeuten habe, und ob er den ganzen Tag gesattelt umherlaufen solle? Aber es konnte jeden Augenblick eine eilige Botschaft ausgerichtet werden müssen, und der Hans mußte dazu bereit sein.

So schaffte man emsig an dem Vertheidigungswerk und war gegen Mittag eben mit der Aufrichtung der Feuerzeichen beschäftigt, als ein Reiter auf einem

Schimmel sichtbar wurde, der im schnellen Trabe das Thal heraufkam.

„Der Herckheimer! der Herckheimer!“ rief Fritz Volz, der ihn zuerst gesehen hatte.

„Ja, es ist der Vater,“ bestätigte Richard.

Wenige Minuten später hielt der treffliche Mann vor dem Hause und wurde von Lambert und den übrigen jungen Männern achtungsvoll begrüßt.

„Ich habe gar keine Zeit, mich aufzuhalten,“ sagte Herckheimer, „und wollte nur eben nachschauen, wie weit Ihr seid. Nun, das sieht ja brav aus. Wenn Ihr den Graben unter Wasser setzen könntet, wäre es freilich besser; indessen bei dem Wasserstande ist es eine zu langwierige Arbeit; und Ihr werdet wohl so fertig werden müssen. Wie steht es denn mit der Munition? Glaubst Du genug zu haben, Lambert?“

Herckheimer war nun doch abgesessen und bat Lambert und Base Ursel, die mittlerweile aus dem Hause gekommen war, ihm einen ausführlichen Bericht zu erstatten, wobei er es so einzurichten wußte, daß sie sich ein wenig von den Andern entfernten.

„Ich möchte gern allein mit Euch sprechen,“ sagte er dann; „da ich Eurer und auch Richards sicher

bin, nicht ebenso der Andern, die ich weniger genau kenne. Ihr werdet hier, so weit sich die Sache jetzt übersehen läßt, einen harten Stand haben. Ich habe heute Morgen Kundschaft gehabt, daß die Franzosen mindestens dreihundert Mann stark sind und daß außer den Onondagas auch die Oneidas zu ihnen halten wollen. Zwar ist der Bund noch nicht geschlossen, aber es wird zweifellos geschehen, wenn das letzte Mittel fehl schlägt; ich meine, wenn Konrad nicht im Stande ist, seine alten Freunde auf andere Gedanken zu bringen. Ich habe von dem Gouverneur die ausgedehnteste Vollmacht, ihnen alle möglichen Zugeständnisse zu machen und würde Konrad damit betrauen können. Er oder Keiner ist im Stande, dies große Unglück von uns abzuwenden. Wo ist er? ich habe ihn noch nicht gesehen?"

„Spring' doch einmal da hinüber, Lambert; die Spatzenköpfe werden doch nicht ohne Dich fertig," sagte Base Ursel.

„Der arme Junge," fuhr sie fort, als Lambert sich mit gerötheten Wangen und einem dankbaren Blick auf die gute Base entfernte; „der arme liebe Junge! Es frißt ihm das Herz ab! und nun so aller Welt seines Bruders Schande, die denn doch

auch seine Schande ist, eingestehen zu müssen! Na, Ihr seid nun freilich nicht alle Welt, Gevatter Herckheimer; aber in diesem Falle müßt Ihr doch mit mir fürlieb nehmen."

Und sie erzählte in aller Kürze, was Herckheimer zu wissen nöthig war.

Der treffliche Mann hatte mit ernster, nachdenklicher Miene zugehört und es lag ein tiefer Schmerz in dem Ton seiner Stimme, als er jetzt, das ergrauende Haupt schüttelnd, sagte:

„So sollen wir Deutschen denn nie dem Erbfeinde einig gegenüberstehen! Und daß gerade er uns fehlen muß! Sein Streit mit Lambert bedeutet in diesem Augenblicke nicht einen Freund weniger, sondern ein paar hundert Feinde mehr. Ja, was sage ich hundert! Das Beispiel der Oneidas kann für die sämmtlichen Nationen an den Seeen maßgebend werden und dann ist es mit unserm Wohlstand, mit unserer Ruhe auf lange Zeit, vielleicht für immer vorbei."

Nikolaus Herckheimer seufzte und strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Nun, nun," sagte er, „was man nicht hat hindern können, muß man eben geschehen lassen und jedenfalls kann die arme Katharine nichts dafür. Laßt

uns einen Augenblick eintreten, Base, ich möchte das Mädchen doch kennen lernen, das unsern jungen Leuten so die Köpfe verwirrt."

Katharine, die, am Heerde mit der Zurüstung der Mahlzeit eifrig beschäftigt, von dem, was draußen vorging, nichts vernommen hatte, war eben, Base Ursel zu suchen, in die Thür getreten, und sah sich plötzlich einem fremden, überaus stattlichen Mann gegenüber; in welchem sie sofort Nikolaus Herckheimer erkannte. Ein tiefes Roth flog über ihre Wangen, dann aber verneigte sie sich ohne Verwirrung und legte ihre Hand in Herckheimers dargebotene Rechte.

„Armes Kind," sagte dieser, die schlanken Finger einen Augenblick festhaltend; „das Leben, das Dich hier erwartet, ist sehr rauh; möge Dir die Kraft nicht mangeln, die Du brauchen wirst!"

„Ach was, Gevatter," sagte Base Ursel, „macht mir das Mädchen nicht kopfscheu! Ihr meint, weil sie Hände hat wie eine Prinzessin; aber nicht auf die Hände — auf das Herz kommt es an, Gevatter, und das sitzt bei ihr auf dem rechten Fleck, soviel kann ich Euch sagen."

„Und wenn Ihr es nicht sagtet, sagten es diese

Augen;" erwiederte Herckheimer lächelnd, „mir wenigstens, der ich alt genug bin, um ungestraft hineinsehen zu können. Nun, nun, liebes Mädchen, Du brauchst nicht zu erröthen; Du siehst, mein Haar beginnt grau zu werden, da ist ein Scherz wohl erlaubt. Lebt wohl, Base Ursel, leb' wohl, gutes Mädchen! und möge der Himmel uns Allen ein fröhliches Wiedersehen schenken!"

Er hatte die letzten Worte auch zu den jungen Männern gesagt, die eben mit ihrer Arbeit fertig und herangetreten waren. Dann drückte er Allen der Reihe nach die Hand — wobei er die seines Sohnes Richard vielleicht für einen Moment länger festhielt — schwang sich auf den Schimmel und ritt im scharfen Trabe davon, ohne sich umzusehen.

„Das ist ein rechter Israelit, in dem kein Falsch ist," sagte Base Ursel; „und nun Kinder, laßt uns zu Tische gehen. Ich habe einen Appetit wie ein wilder Wolf."

Trotz dieser Ankündigung aber aß Base Ursel bei dem Mittagsmahl, zu welchem man sich jetzt niedersetzte, so gut wie gar nichts; war auch, ganz gegen ihre Gewohnheit, sehr still; ja, sie nahm zuletzt gar keinen Antheil mehr an dem Gespräch und wachte

erst aus ihrer Zerstreutheit auf, als von Anton Biermann, der gerade die Wache hatte, der Pfarrer angekündigt wurde.

„Wer!“ rief Base Ursel, indem sie heftig von ihrem Stuhle in die Höhe fuhr. „Der Pfarrer! der kommt mir gerade recht, den hat Gott gesandt! Bleibt einmal Alle ruhig sitzen! hört Ihr!“

Base Ursel verließ eilig das Haus und ging dem Pfarrer entgegen, welcher, in der einen Hand Hut, Perrücke und Schnupftabaksdose, in der anderen ein buntes Taschentuch, mit welchem er sich den kahlen Kopf wischte, eiligen Schrittes dem Hause sich näherte.

„Ich weiß es schon,“ rief er, sobald er Base Ursels ansichtig wurde, „der Herckheimer, der mir zwischen Eurem Hause und dem Volz'schen begegnete, hat mir Alles erzählt.“

„Desto besser,“ erwiederte Base Ursel, „und nun schreit nicht so, Pfarrer, als ob Ihr noch auf der Kanzel stündet; die jungen Leute sind drinnen und dürfen nicht hören, was wir hier verhandeln. Kommt einmal hierher!“

Sie zog den Pfarrer von dem Hause fort bis zur Hofmauer, wo sie Niemand hören konnte, außer etwa der Hans, der jetzt den dicken Kopf hob und

mit einem abgerupften Bissen Gras im Maule unter dem buschigen Stirnhaar hervor die Beiden mit den schwarzen Augen aufmerksam betrachtete.

„Was hast Du da zu horchen, geh' Deiner Wege," sagte Base Ursel zu dem Pferde.

„Aber, Base Ursel, was in aller Welt giebt es?" fragte der Pfarrer.

„Ihr sollt es gleich hören," erwiederte Base Ursel, deren Blicke von dem Waldesrande nach dem Himmel, von dort wieder nach dem Walde schweiften und endlich mit einem sonderbaren Ausdruck auf dem Gesicht des geistlichen Herrn haften blieben.

„Ihr seid nicht verheirathet, Pfarrer; und über Euer Thun und Lassen Niemand auf Erden Rechenschaft schuldig."

„Wie kommt Ihr darauf?" fragte der Pfarrer.

„Mein Alter ist einundsiebzig, und ich glaube nicht, daß er es noch eben lange treiben wird," fuhr Base Ursel nachdenklich fort.

Der Pfarrer behielt eine Prise, die er eben zur Nase führen wollte, zwischen den Fingern und blickte Base Ursel aufmerksamer an.

„Und sollte er länger leben, er hat mich dreißig

Jahre gehabt, und einmal muß doch Alles ein Ende nehmen. So sind wir recht eigentlich dazu berufen und auserwählt."

Der Pfarrer ließ die Prise fallen. „Um Gottes willen, Base Ursel," sagte er, „was ficht Euch an!"

„Ich hätte Euch für muthiger gehalten," sagte Base Ursel.

„Und ich Euch für verständiger," erwiederte der Pfarrer.

„Bei solchen Dingen muß man das Herz fragen," sagte Base Ursel.

„Und das Herz ist ein verzagt trotzig Ding," erwiederte der Pfarrer.

„Ja wohl, verzagt!" sagte Base Ursel höhnisch.

„Ja wohl, trotzig!" sagte der Pfarrer warnend.

„Jetzt, ohne lange Rederei: wollt Ihr mein Mann sein, oder nicht?" sagte Base Ursel, welche die Geduld verlor.

„Da sei Gott vor!" rief der Pfarrer, der seinen Unwillen nicht länger bemeistern konnte.

„Freilich, Ihr seht nur aus wie ein Mann;" sagte Base Ursel, sich verächtlich auf den Hacken umwendend.

„Seid Ihr denn ganz von Gott verlassen, un-

glückseliges Weib!" sagte der Pfarrer, Base Ursel die fleischige Hand auf die Schulter legend.

„Ich nicht, aber Ihr, hasenherziger Mensch!" sagte Base Ursel, die Hand abschüttelnd und sich wieder umwendend: „Ihr, der Ihr immerfort von Opfermuth und Liebe predigt und weder Eins noch das Andere habt, und Euch den Kukuk um das verirrte Lamm scheert, wenn Ihr nur ruhig bei Euren Fleischtöpfen sitzen bleiben könnt. Nun wohl! so bleibt in des Teufels Namen — Gott verzeih mir die Sünde! — ich werde wohl allein den Weg zu meinem armen verirrten Jungen zu finden wissen, und Gott wird mich die rechten Worte lehren, sein Herz zu rühren."

Base Ursel machte nochmals kehrt; der Pfarrer schlug sich vor die Stirn, und holte die Davoneilende mit ein paar trippelnden Schritten ein.

„Base Ursel!"

„Was giebt's?"

„Natürlich will ich mit Euch gehen."

„Auf ein Mal?"

„Ein Mal und alle Mal! der Tausend, Frau, warum habt Ihr nicht gleich gesagt, daß es sich um den Konrad handelt?"

„Um wen denn sonst?“

„Gleichviel! vergeßt, was ich geredet habe! ich gebe Euch mein Wort als Mann und Diener Gottes: es war ein Mißverständniß, dessen ich mich schäme, und für welches ich Euch um Verzeihung bitte. Wann wollen wir aufbrechen?“

Base Ursel schüttelte den Kopf; sie hatte keine Ahnung, was der alte Freund sich vorhin gedacht haben mochte; aber sie fühlte wohl, daß er jetzt ernstlich entschlossen war, und die Minuten waren kostbar.

„Natürlich sofort;“ antwortete sie auf seine letzte Frage.

„Ich bin bereit.“

„So kommt herein und sagt dem Mädchen ein freundliches Wort und laßt Euch nichts merken. Lambert darf nicht wissen, was wir vorhaben; Niemand darf es wissen. Gelingt es uns, ihn zurückzubringen, so ist es gut; gelingt es uns nicht, mag seine Schande mit uns begraben sein. Auf jeden Fall sollen sie nicht um uns sorgen. Und es ist möglich, Pfarrer, daß wir gar nimmer wiederkehren. Ihr habt Euch das doch klar gemacht?“

„Gottes Wille geschehe,“ sagte der Pfarrer.

Dreizehntes Capitel.

Zwei Stunden später wanderten Base Ursel und der Pfarrer bereits tief im Walde, den Creek aufwärts, auf dem schmalen Indianerpfad, der zugleich der Pfad der Büffel und Hirsche. Aber nicht die Fährte der Büffel und Hirsche war es, die Pluto, vor den Wandernden her, die breite Nase tief auf dem Boden, und die lange Ruthe rastlos bewegend, verfolgte, denn mehr als einmal bog er jäh von der frischen Spur ab in den Wald hinein, um jedesmal nach kurzer Zeit wieder in den Pfad einzulenken.

„Seht Ihr nun, Pfarrer, wie gut es ist, daß ich umgekehrt bin, den Hund zu holen?" sagte Base Ursel bei einer solchen Gelegenheit. „Ihr wart ungeduldig über die versäumte Zeit; er bringt sie uns reichlich ein."

„Es war nicht der Säumniß wegen allein," erwiederte der Pfarrer; „ich fürchtete, man möchte trotz des großen Umweges, den wir gemacht haben, unsere Absicht errathen. Der Lambert und die Katharine sahen uns so schon mit Blicken an, aus denen ich herausgelesen: wir wissen, was Ihr vorhabt."

„Nichts wissen sie," sagte Base Ursel. „Ihr mußtet zurück, das verstand sich von selbst. Und weshalb sollte ich mir den Hund nicht zu meiner und meines Alten größerer Sicherheit ausbitten?"

„Weil Euch eine solche Regung von Furchtsamkeit Niemand im Ernst zutrauen wird;" erwiederte der Pfarrer.

„Ach was," sagte Base Ursel ärgerlich; „mögen sie denken, was sie wollen. Ohne den Hund ging es nicht, und damit basta!"

„Ich bin nicht ganz sicher, ob wir auch so zu unserem Ziele kommen, Base Ursel."

„Seid Ihr schon müde?"

„Ich ermüde nicht so leicht, wißt Ihr, noch dazu in einer solchen Sache; aber wer steht uns dafür, daß Konrad in seinem Zorn und seiner Verzweiflung nicht so weit gelaufen ist, wie ihn seine Füße tragen, was am Ende doch etwas weiter sein dürfte, als Ihr und ich beim besten Willen kommen können; und dann: es ist noch eine andere Möglichkeit, an die ich allerdings nur schaudernd denken kann."

„Mein Junge ist zu ihnen übergegangen?" rief Base Ursel sich so schnell umwendend, daß der Pfarrer,

welcher ihr auf dem Fuße folgte, einen Schritt zurückprallte. „Meint Ihr das?“

„Da sei Gott vor!“ erwiederte der Pfarrer, unwillig über Base Ursels Zumuthung, und daß sie ihm durch ihre Heftigkeit beinahe die geöffnete Dose aus der Hand geschlagen. „Aber wer die Hand an seinen Bruder legt, wie es Konrad gethan, legt auch wohl Hand an sich selbst. Und, wie ich Konrad kenne, wird ihm das Letztere mindestens ebenso leicht werden, wie das Erstere.“

„Ihr kennt aber eben meinen Jungen nicht,“ sagte Base Ursel heftig; und fuhr dann in ruhigerem Tone fort: „Seht, Pfarrer, ich gebe Euch zu, daß der Junge in diesem Augenblick sein Leben nicht einen Tannenzapfen werth hält, und dennoch, das schwöre ich Euch, wird er es theuer verkaufen. Und wer es bezahlen soll? die Franzosen und ihre schuftigen Indianer. Darauf verlaßt Euch. Und, seht, Pfarrer, das ist auch der Grund, weshalb ich festiglich überzeugt bin: er ist nicht so weit gelaufen, wie ihn seine Füße tragen, sondern ist im Gegentheil hier noch irgendwo in der Nähe, und hält scharfe Wacht über seiner Eltern Haus, dessen Schwelle er nicht wieder betreten will. Nun, er mag sein Wort halten; aber,

Pfarrer, seid versichert, wenn die Feinde bis dahin kommen, dann kommen sie über seine Leiche."

Base Ursel schwieg in tiefer Erregung; der Pfarrer, wenn er auch nicht ganz überzeugt war, hielt es doch für gerathener, seiner Meinung keinen Ausdruck zu geben.

So ging es eine Zeit lang schweigend weiter: der Hund immer eine Strecke vorauf, hin und her flankirend, einen Moment stehen bleibend und in die Luft hineinschnobbernd, dann wieder eifrig die Fährte verfolgend; sodann Base Ursel, jede Bewegung des Thieres scharfen, kundigen Auges beobachtend, und nur manchmal ein leises: such, Pluto! — so recht, Pluto! mehr für sich, als für den Hund sprechend, der keiner Aufmunterung bedurfte; zuletzt der Pfarrer, welcher den Blick unverwandt auf Base Ursels breiten Rücken geheftet hielt, wenn der Weg nicht seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Das war nun freilich oft genug der Fall, und bald konnte von einem Wege überhaupt nicht mehr die Rede sein, selbst für die unverwöhnten Füße der Ansiedler. Immer rauher und steiler wurde der Ansteig über das Wurzelgestrüpp der Urwaldstannen, immer wilder brauste der Creek durch zackiges Felsgestein,

bis er endlich in einer tiefen Schlucht unter überhängendem Strauchwerk ganz den Blicken der Wandernden entschwand, die sich jetzt, dem voraussspürenden Hunde folgend, rechts ab in den Wald wandten, und, mühsam aufsteigend, nach einigen hundert Schritten die Höhe des Plateau erreichten.

Hier hätte der Pfarrer, dessen Kraft nahezu erschöpft war, gern für ein paar Minuten gerastet, aber Base Ursel deutete mit vielsagendem Blick auf den Hund, der in großen Sprüngen, wie ausgelassen vor Freude, eine Tanne umkreiste, welche inmitten einer kleinen Lichtung riesig aufragte.

„Dort hat er gelegen," sagte Base Ursel, fast athemlos von der Anstrengung und vor Freude; „hier — hier auf dieser Stelle hat er gelegen! Seht Ihr wohl, Pfarrer, das eingedrückte Moos und die zerknickten Büsche? Und da ist auch ein Fetzen Papier; er hat hier seine Büchse frisch geladen. Weiter, Pfarrer, weiter! ich schwöre Euch, in weniger als einer halben Stunde haben wir ihn selbst. Weiter! weiter!"

Die energische Frau hatte ihr Gewehr, das ihr beim Bücken herabgeglitten war, fester auf die Schulter gerückt und bereits ein paar mächtige Schritte gethan, als der Hund, welcher einen Moment mit hocherho-

benem Kopf regungslos gestanden und in den Wald geblickt hatte, plötzlich einen einzigen dumpfen Laut anschlug, und, mit mächtigen Sätzen durch das Gestrüpp brechend, im Walde verschwand.

„Nun, steh' uns Gott bei, was hat denn die Bestie?" sagte der Pfarrer, der jetzt herangekeucht kam.

„Seinen Herrn!" erwiederte Base Ursel, „still!"

Sie starrte den Kopf vornüber gebeugt mit den großen runden Augen auf das Dickicht, in welchem der Hund verschwunden war. Dem Pfarrer klopfte das Herz zum Zerspringen. Er hätte gern eine Prise genommen, wie er es stets in besonders aufregenden Momenten that, aber Base Ursel hatte ihm die Hand auf den Arm gelegt und ihre braunen Finger drückten fest und fester.

„Still," sagte sie noch einmal, trotzdem der Pfarrer weder sprach, noch sich regte; „hört Ihr nichts?"

„Nein," sagte der Pfarrer.

„Aber ich!"

Ein sonderbarer Ton, halb ein Ruf, halb ein Schluchzen kam aus ihrer Kehle; sie ließ den Arm des Pfarrers los, und eilte in derselben Richtung, welche der Hund eingeschlagen, davon; aber sie hatte

den Rand der Lichtung noch nicht erreicht, als die Büsche sich auseinanderthaten, und Konrad heraustrat, zusammen mit Pluto, der, heulend vor Freude, an seinem Herrn hinaufsprang. Base Ursel konnte oder wollte ihren Lauf nicht hemmen; sie stürzte vorwärts an Konrads Brust, der mit starken Armen die gute Base, seine zweite Mutter, umschlang, das Gesicht auf ihre Schulter beugend, um die Thränen, die aus seinen Augen brachen, zu verbergen.

So standen die Beiden, in inniger Umarmung, und der Abendsonnenschein umspielte so lieblich das schöne Bild, daß dem guten Pfarrer die Wimpern feucht wurden. Er trat leise heran und sagte herzlich, seine beiden Hände auf Konrads und der Base Schultern legend: „Hier bedarf es meines Segens nicht, aber mich mit Euch zu freuen, müßt Ihr mir schon gestatten.“

„Grüß Gott, Pfarrer!“ sagte Konrad sich emporrichtend und dem würdigen Manne die Hand reichend; „das ist schön von Euch, daß Ihr die Base habt begleitet. Ich habe Euch zwar nicht erwartet, Euch Beide nicht —“

„Doch, Konrad,“ sagte Base Ursel, ihn unter-

brechend; „warum schämst Du Dich, die Wahrheit zu sagen: mich hast Du erwartet.“

„Nun ja,“ sagte Konrad.

„Und ihn habe ich mitgebracht,“ fuhr Base Ursel fort, „weil Du ihn kennst von Kindesbeinen an, und weißt, daß er ein guter und gerechter Mann ist, und in solchen Fällen ein Mann doch besser zum Manne sprechen kann, als ein armes Weib, wie ich, die den Kukuk weiß, wie es in Euren harten Herzen aussieht.“

Konrads schönes Gesicht verfinsterte sich, während die Base also sprach. Seine Augen blitzten zornig unter den gesenkten Wimpern hervor. Doch bezwang er sich und sagte mit scheinbar ruhiger Stimme: „Ich danke Euch nochmals; aber Base, und Ihr, Pfarrer, ich bitte Euch, redet mir nicht von ihm — Ihr wißt, wen ich meine, und auch nicht von ihr! Ich kann's nicht hören, und ich will's nicht hören. Mag sein, daß ich Unrecht habe; aber ich hab's nun einmal, und muß sehen, wie ich damit fertig werde.“

„Nun,“ sagte Base Ursel, zu dem Pfarrer gewandt; „werdet Ihr auch einmal den Mund aufthun? wozu habe ich Euch denn mitgebracht?“

Base Ursel war sehr zornig; sie hatte das innigste Mitleid mit Konrad und zu gleicher Zeit ein dunkles

Gefühl, daß sie an seiner Stelle wahrscheinlich ebenso denken, ebenso sprechen, ebenso handeln würde. Sie konnte nichts mehr sagen in einer Sache, in welcher ihr Herz für beide Theile gleich leidenschaftlich Partei nahm.

Der Pfarrer hatte in seiner Aufregung eine Prise über die andere genommen. Jetzt suchte er vergeblich nach ein paar zurückgebliebenen Körnchen, steckte dann die leere Dose entschlossen ein und sagte: „Konrad, höre mich ein paar Minuten ruhig an. Ich glaube, daß ich Dir etwas sagen kann, woran Du doch vielleicht nicht so ernstlich gedacht hast. Ob Du Deinem Bruder gegenüber und dem Mädchen, das ich heute erst kennen gelernt habe und das ein gutes, braves Mädchen zu sein scheint, Unrecht hast, oder nicht, will ich nicht entscheiden und nicht untersuchen. Ich bin nie verheirathet gewesen, und verliebt, so viel ich weiß, auch nur einmal, und das ist lange her, und so mag es sein, daß ich mich nicht besonders auf dergleichen verstehe. Aber, Konrad, es giebt Brüder, von denen wir uns nicht lossagen können; es giebt ein Vaterhaus, das uns unter allen Umständen heilig sein muß, — das sind unsere Stammesgenossen, das ist unser Heimathland. Und gerade uns Vertriebenen,

uns Ausgestoßenen, uns, die wir uns mit tausend Schmerzen und blutenden Herzen losgerissen haben von dem alten Stamm und aus der alten Heimath, uns, die wir gedrückt und gehudelt sind in der Fremde von den Fremden, uns müssen die Genossen, die uns noch geblieben, muß das Land der neuen Heimath doppelt und dreifach heilig sein. Und da ist nichts, gar nichts, Konrad, was uns von dieser Pflicht lösen und befreien könnte: kein Streit mit dem Bruder, kein Wunsch nach dem Besitze eines Weibes, kein Rechten um Mein und Dein, denn hier giebt es kein Mein und Dein, sondern nur ein Unser, wie in dem Gebet, das wir zu dem Gott emporsenden, an den wir Alle glauben. Nun weiß ich wohl, Konrad, daß dies Gefühl einer heiligen Verpflichtung in Deinem Herzen nicht erstorben ist, daß Du, im Gegentheil, demselben in Deiner Weise genügen wirst; aber Konrad, Deine Weise ist keine gute Weise, und wärest Du auch — wie wir Alle annehmen — entschlossen, Dein Leben selbst zum Opfer zu bringen. Ich sage Dir, Konrad: Gott wird das Opfer nicht annehmen; verwerfen wird er's, wie er Kains Opfer verwarf, und nutzlos und ruhmlos wird Dein kostbares Blut im Sande verrinnen."

Des Pfarrers tiefe Stimme hatte einen seltsam feierlichen Klang in dieser Urwaldsstille, und wie er jetzt vor innerer Erregung, die sein unschönes Gesicht herrlich verklärte, ein paar Augenblicke schwieg, rauschte es hoch her durch die Wipfel der Riesentannen, als habe nicht ein Mensch, als habe hier Gott selbst gesprochen.

So war es wenigstens der guten Base Ursel und dieselbe Empfindung mochte auch Konrad das wilde, trotzige Herz rühren. Seine breite Brust hob und senkte sich gewaltsam, sein Gesicht hatte einen eigenthümlich gespannten Ausdruck, seine Augen hafteten auf dem Boden und die starken Hände, mit denen er den Lauf seiner Büchse umspannt hielt, zitterten.

Der Pfarrer begann von neuem:

„Dein kostbares Blut, sage ich, Konrad! kostbar, wie aller Menschen Blut kostbar ist, doppelt kostbar in der Stunde der Gefahr, dreifach kostbar, wenn es in den Adern eines Mannes fließt, dem Gott Alles gab, der Schirm und Schutz seiner Nächsten zu sein. Denn, Konrad, wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert werden. Wir Andern sind Alle nur wie Soldaten in Reih' und Glied, und wir brauchen uns dessen nicht zu schämen; Du aber bist zu Grö-

ßerem auserſehen, und ich brauche es Dir nur zu nennen, um Dich Dir ſelbſt wiederzugeben. Du wirſt vor einer Aufgabe nicht zurückſchrecken, der Du, und Du allein von uns Allen, gewachſen biſt. Nikolaus Herckheimer hat erfahren, daß zwiſchen unſern Feinden und den Oneidas Verhandlungen ſtattfinden, daß ſie mit ihrem Angriff nur zögern, bis das Bündniß abgeſchloſſen iſt, um dann mit unwiderſtehlicher Macht über uns herfallen zu können. Du weißt, daß die Haltung der Oneidas den Ausſchlag giebt für die anderen Nationen an den Seeen; Du weißt, daß ſie bisher unſer Wall geweſen ſind, hinter dem wir verhältnißmäßig ſicher waren. Du haſt Jahre lang bei den Oneidas gelebt, Du ſprichſt ihre Sprache; Du ſtehſt in hohem Anſehen bei ihnen; Du kennſt den Zugang zu ihren Herzen. Nun denn, Konrad, es iſt des Herckheimers, unſeres Hauptmannes, Wunſch und Wille, daß Du Dich unverweilt zu ihnen begiebſt, und in ſeinem und des Gouverneurs Namen ihnen die Zuſage der Erledigung aller der Punkte, über welche ſie letzthin mit der Regierung geſtritten haben, zu ihren Gunſten und in ihrem Sinne machſt, wenn ſie an dem alten Schutz- und Trutzbund, den ſie mit uns abgeſchloſſen, feſthalten, ja, wenn ſie auch nur in dem

bevorstehenden Kampfe nicht gegen uns Partei nehmen wollen. Du übersiehst und verstehst jedenfalls den Auftrag besser, als ich, ein in solchen Dingen wenig bewanderter Mann, ihn Dir auseinanderzusetzen vermag; und nun frage ich Dich, Konrad Sternberg, willst Du, wie es Deine theure Pflicht ist, dem Befehl unseres Hauptmannes nachkommen?"

„Es ist zu spät," sagte Konrad mit tonloser Stimme.

„Weshalb zu spät?"

„Was Ihr fürchtet, ist bereits geschehen. Die Oneidas haben sich mit den Franzosen und den Onondagas vereinigt. Heute Morgen, ja vor einer Stunde noch hätte ich unbemerkt zu ihnen gelangen, und Euren Auftrag ausrichten können; jetzt ist es unmöglich."

„Woher weißt Du es, Konrad?" fragten der Pfarrer und Base Ursel wie aus einem Munde.

„Kommt!" sagte Konrad.

Er hatte die Büchse über die Schulter gehängt und schritt jetzt den Beiden voran, quer durch den Wald, der mit jedem Augenblicke lichter wurde, bis die hohen Bäume nur noch vereinzelt zwischen niedrigem Gestrüpp standen. Hier ging er vorsichtig in ge-

bückter Haltung weiter und bedeutete die Beiden durch Zeichen, seinem Beispiele zu folgen. Endlich ließ er sich auf die Kniee nieder, bog ein paar Büsche langsam auseinander und winkte den Anderen, in derselben Weise heranzukommen. Sie thaten es, und blickten durch die Oeffnung in dem Busche, wie durch das Guckfensterchen einer Thür, auf ein seltsames Schauspiel.

Unmittelbar unter ihnen an dem Fuße der steil abfallenden Felsenklippe, auf deren scharfem Rande sie sich befanden, dehnte sich ein breites Wiesenthal aus, welches gegenüber ebenfalls von schroffen, waldgekrönten Felsen begrenzt wurde, und durch dessen sanft sich neigende Länge ein Bach nach dem Creek rann. Auf dem ihnen zugewandten Ufer des Baches war eine Art von Lager aus regellos durcheinander stehenden kleinen Leinwandzelten und Laubhütten. Zwischen den Zelten und Hütten brannten ein paar Dutzend Feuer, und der aus denselben aufsteigende, von der Abendsonne durchglühte Rauch, breitete sich in der Höhe zu einer dünnen Wolke aus, durch welche die Scene unten noch phantastischer erschien: eine Menge durcheinanderdrängender, in lebhafter Bewegung begriffener Gestalten: Franzosen, zum Theil Reguläre, zum Theil Milizen, Manche auch ohne alles Abzeichen, in überwiegender An-

zahl aber Indianer, deren halbnackte, mit bunten Kriegsfarben geschmückte Leiber in der Sonne erglänzten. Die Bewegung in den Gruppen war vor allem heftig am Ufer des Baches, und es hielt nicht schwer, die Ursache zu entdecken. Auf der andern Seite mußte die Indianerschaar, welche sich dort umtrieb, unlängst erst angekommen sein. Einige waren mit dem Aufrichten der Wigwams, Andere mit Anzünden der Feuer beschäftigt, die Meisten aber standen auf dem Uferbord und sprachen mit denen hüben. Der Bach hatte sich, bei mäßiger Breite, ein tiefes Bett mit scharfen Rändern in dem Wiesengrund gewühlt. Man konnte ohne Brücke nicht wohl zusammenkommen, die denn auch an einer schmaleren Stelle aus Baumstämmen in aller Eile hergestellt wurde, während hier und da Muthwillige oder besonders Eifrige hinüberschwammen, oder es mit einem Sprunge versuchten, der meistens zu kurz ausfiel, was dann jedesmal ein lautes Schreien und Lachen der Zuschauer hervorrief.

Mit pochendem Herzen hatten Base Ursel und der Pfarrer nach einander ein Schauspiel beobachtet, welches für sie von einer so fürchterlichen Bedeutung war. Jetzt zogen sie sich, einer leisen Aufforderung

Konrads folgend, vorsichtig, wie sie herangeschlichen, wieder durch die Büsche in den Wald zurück.

„Wie viel sind es?" fragte Base Ursel.

„Vierhundert, ohne die Oneidas," erwiederte Konrad; „die Oneidas sind ebenso stark, wenn sie alle ihre Krieger in's Feld rücken lassen; doch habe ich eben nur zweihundertundfünfzig gezählt; jedenfalls kommen die anderen nach; sie würden sonst keine Vorbereitungen für die Nacht treffen."

„Sondern gleich weiter ziehen?" fragte Base Ursel.

„Sicher, denn sie wissen, daß die Stunden kostbar sind;" erwiederte Konrad. „So werdet Ihr sie wohl morgen Mittag auf dem Halse haben."

„Ihr?" sagte der Pfarrer mit Betonung. „Du wolltest Wir sagen, Konrad."

Konrad antwortete nicht; er ging schweigend und ohne sich umzuwenden, am Waldessaume hin, aber weit genug vom Rande des Plateau entfernt, daß sie von unten her nicht gesehen werden konnten. So mochten sie wohl zweihundert Schritte zurückgelegt haben, als sie an einer Stelle anlangten, wo eine tiefe Spalte sich aufthat, welche als eine Art von natürlicher Felsentreppe von der Höhe in's Thal führte.

Wo die Treppe oben auf das Plateau mündete, war der sehr schmale, tiefeingeschnittene Pfad durch einen aus Baumstämmen, Steinen und Reisig kunstvoll aufgeführten Verhau vollständig gesperrt. Andere Steine, zum Theil von gewaltiger Größe, waren auf den Seiten des Einschnittes so hart an den Rand geschoben, daß sie durch den Druck eines Hebels, vielleicht durch einen Fußtritt sofort auf die, welche den Pfad emporklommen, hinabgeschleudert werden konnten. Es schien, als ob ein Dutzend starker Männer Tage lang mühsam hätte arbeiten müssen, ein solches Werk zu Stande zu bringen; Konrads Riesenkraft hatte es während weniger Stunden vollendet.

„Hier," sagte er, mit einem eigenthümlichen Lächeln sich zu seinen staunenden Begleitern wendend, „wollte ich ausharren, bis der letzte Stein hinabgeworfen und meine letzte Patrone verschossen war."

„Und dann?" fragte Base Ursel.

„Meine Büchse auf den Köpfen der Ersten, die hineindrangen, entzweischlagen."

„Und nun?" fragte der Pfarrer, die Hand des Wilden ergreifend; „und nun, Konrad?"

„Nun will ich den Befehl Herckheimers ausführen."

„Um Gottes willen," rief Base Ursel, „es wäre

Dein offenbares Verderben; die Onondagas, Deine Todfeinde, würden Dich in Stücke zerreißen."

„Schwerlich!" erwiederte Konrad; „die Oneidas würden es nicht zugeben; ohne Zank und Streit ginge es sicherlich nicht ab. Und damit wäre schon viel gewonnen, und ich würde sie damit länger aufhalten, als wenn ich mich ihnen hier entgegenstellte, wo ich doch in ein paar Stunden geliefert wäre. Aber ich hoffe, es soll besser kommen. Ich wäre schon heute Morgen, wo die Oneidas drüben im Walde lagerten, zu ihnen gegangen, aber ich hatte ihnen nichts zu bieten. Jetzt ist das anders. Vielleicht gelingt es mir, sie zu überreden. Ich will es wenigstens versuchen. Lebt wohl, Ihr Beide!"

Er streckte ihnen die Hände entgegen. Base Ursel stürzte sich in seine Arme, als wollte sie ihren geliebten Jungen nicht wieder von sich lassen; aber Konrad machte sich mit sanfter Gewalt los und sagte:

„Es ist keine Minute zu verlieren; ich muß einen weiten Umweg machen, um von der andern Seite in's Thal zu kommen. Und Ihr habt einen langen Marsch. Den Hund nehme ich mit; er kann Euch heimwärts doch nichts nützen. Wirst Du den Weg auch so

finden, Base? Nun denn, nochmals lebt wohl! Lebt Alle wohl!"

„Auf Wiedersehen, Konrad? sagte der Pfarrer.

Ueber Konrads Gesicht flog ein Zucken.

„So Gott will!" antwortete er mit dumpfer Stimme.

In der nächsten Minute waren die Beiden allein; eine kurze Zeit hörten sie noch das Knacken in den Büschen, dann war Alles still.

„Wir werden ihn nicht wiedersehen," sagte Base Ursel.

„Wir werden ihn wiedersehen," sagte der Pfarrer, zu den rosigen Wolken aufblickend, die durch die Wipfel leuchteten; „dem Muthigen hilft Gott."

„Dann muß er ihm helfen," sagte Base Ursel; „ein muthigeres Herz, als meines Jungen, schlägt in keiner Menschenbrust. Gott sei ihm gnädig!"

„Amen," sagte der Pfarrer.

Und sie wandten sich von dem Platz, den Heimweg anzutreten, bachabwärts durch den Urwald, über welchen jetzt der Abend dunkel heraufzog.

Vierzehntes Capitel.

Der Pfarrer hatte sich nicht getäuscht, als er, bei dem Aufbruch vom Blockhause, in Lamberts und Katharinens Mienen zu lesen glaubte, daß die Beiden sich trotz alledem nicht hatten täuschen lassen, und sein und der Base Vorhaben ahnten. In der That war Lamberts Seele, während er die Vertheidigungsarbeiten leitete und selbst wacker Hand anlegte, immerdar von der schweren Sorge um Konrad verdüstert gewesen. Sein liebevolles und liebebedürftiges Herz vermochte den Gedanken nicht zu fassen, daß sein Bruder so unglücklich sein sollte, während er selber so glücklich war; daß er ihm, für den ihm nie ein Opfer zu schwer gewesen, zum ersten Mal von dem Sonnenschein des Lebens nicht den besten Theil lassen konnte. Nein, nicht lassen konnte! nicht lassen wollte! um Alles in der Welt nicht, um seiner Seelen Seligkeit nicht! Hier gab es keinen Zweifel, durfte es keinen Zweifel geben, welcher der schnödeste Verrath an sich selbst und an dem theuren Mädchen gewesen wäre,

das ihm ihr reines, jungfräuliches Herz vertrauungsvoll geschenkt hatte. Und doch, und doch!

Katharinens Herz war kaum weniger traurig. Sie hatte Lambert so unaussprechlich lieb, und mußte nun erfahren, daß sie dem Geliebten, als erste Gabe gleichsam, so schweres Leid gebracht. Ach, und es entging ihr kein Zug dieses Leides in dem Antlitz des theuren Mannes; — sie hatte in den schlichten, ehrlichen Zügen zu gut zu lesen gelernt! — Keine trübe Wolke auf der offenen Stirn, kein düsterer Niederschlag der blauen, milden Augen, kein wehmüthiges Zucken um den Mund, der sich sonst so gern und so oft zu einem freundlichen Lächeln öffnete, und der jetzt so fest geschlossen war!

So hatten sie, ohne daß sie es auszusprechen brauchten, über der Möglichkeit, Konrad wieder zu gewinnen, gesonnen und gebrütet, und als Base Ursel nun gestern den Pfarrer einführte, und dem guten Manne kaum Zeit ließ, sich zu setzen, und an dem Mittagsmahl Theil zu nehmen, sondern ihn alsbald wieder auftrieb, und das Blockhaus mit ihm verließ, und nun gar nach wenigen Minuten allein umkehrte und sich den Pluto ausbat, weil auf ihren alten Kettenhund Melac zu Hause kein Verlaß mehr sei —

da hatten sich Lambert und Katharine mit einem vielsagenden Blicke angesehen, und, sobald sie sich allein befanden, umarmt und gesagt: „Vielleicht! vielleicht wird doch noch Alles gut werden!"

Wie trüb aber auch den Liebenden zu Sinnen sein mochte, sie trugen ihr Leid still für sich, und die Anderen waren wenig geneigt, sich für einen Kummer zu interessiren, den man noch dazu sorgfältig vor ihnen verbarg. Zwar hatte Richard Herckheimer Lambert wiederholt sein Bedauern ausgesprochen, daß Konrad gerade jetzt eine solche Dummheit machen müsse, wie er sagte; und ähnlich hatten sich auch die Andern geäußert; aber damit war für sie die Sache abgethan. Sie waren entschlossen, mit oder ohne Konrad ihre Pflicht zu thun, und dieses Bewußtsein erhöhte die gute Laune der braven Burschen bis zum Uebermuth. Ein Umstand kam hinzu, ihren Lebensgeistern noch einen besonderen Schwung zu verleihen, und sie die tief-ernste Lage, in welcher sie sich befanden, in einem durchaus poetischen Lichte sehen zu lassen. Die guten Jungen waren sämmtlich von Katharine's Schönheit und Liebenswürdigkeit vollständig bezaubert, und gaben dieser Bezauberung den harmlosesten und ergötzlichsten Ausdruck. Wenn Katharine bei Tische ein

freundliches Wort sagte, erglänzten fünf paar weißer Zahnreihen; wenn sie einen Wunsch aussprach, ja nur mit den Augen andeutete, streckten sich fünf Hände aus, setzten sich zehn Beine in Bewegung. Wo sie ging und stand, hatte sie zwei oder drei aufmerksame Cavaliere an ihrer Seite, welche sich gegenseitig mit der größten Eifersucht beobachteten und einander den Rang abzulaufen suchten. Daß man sich für Katharine nicht nur todtschlagen lassen, sondern in jeder Art — und sei es die barbarischste, welche die Grausamkeit der Indianer erfunden — zu sterben bereit sein müsse, war eine Ueberzeugung, die bei jedem Einzelnen fest stand; ja sie hatten sich bei einer Gelegenheit, wo Lambert nicht zugegen und sie alle fünf beisammen waren, in einer Aufwallung von Heroismus, auf Richard Herckheimers speciellen Vorschlag, einander die Hände darauf gegeben und gelobt, daß, wer von ihnen die Anderen überlebte, bevor er selbst sterbe, Katharine tödten müsse, damit sie nicht dem Feinde in die Hände falle.

Diese Einigkeit tragischen Opfermuthes verhinderte die fünf Helden aber keineswegs, ihren Witz aneinander zu üben, und sich gegenseitig mit der Leidenschaft für das schöne Mädchen auf alle Weise

zu necken und zu foppen. Am meisten mußte dabei der arme Adam ausstehen. Sie suchten dem guten Jungen einzureden, daß Lambert eine Kugel bei Seite gelegt habe, welche nicht für die Franzosen bestimmt sei, und wie sie das dem Lambert gar nicht verdächten, da ihm außer Adam Niemand sonst gefährlich werden könne. Fritz Volz und Richard Herckheimer — das wisse Adam selbst am besten — hätten ihre Wahl bereits getroffen; Jakob Ehrlich und Anton Biermann weinten heimlich nach ihren Schätzen, die sie am Mohawk gelassen — Adam aber gehe schon seit Jahren herum, wie ein brüllender Löwe, der da suche, wen er verschlinge, ein wandelnder Schrecken und eine beständige Sorge für alle Bräutigams und jungen Ehemänner. Und dann seien die Anderen hierher commandirt, Adam aber habe sich freiwillig eingefunden, und er möge doch einmal sagen, zu welchem Zweck und in welcher Absicht er gestern Abend, als er Wache stand: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern" so süß gesungen, daß Katharine vor Freuden geweint und gesagt habe: Nein, hört nur den Adam, der singt lieblicher wie eine Nachtigall!

Adam blieb seinen Quälgeistern die Antwort nicht schuldig. Sie sollten sich nur um ihre eigenen Ange-

legenheiten kümmern; er wisse, was er zu thun habe. Dann gerieth er wieder in eine weinerliche Stimmung und beschwor die Freunde, ihm auf's Gewissen zu sagen, ob Lambert sich wirklich mit so schändlichen Absichten trage, und ob Katharine alles Ernstes seinen Gesang so schön gefunden und erklärt habe, sie wünsche in diesem Leben nur noch Eines, und das sei eine blonde Locke von dem Haupte des Sängers, um sie mit sich in's Grab zu nehmen? Die Freunde schwuren hoch und theuer, sie hätten es Jeder aus Katharine's eigenem Munde, und sie hätten versprochen, ihr den bescheidenen Wunsch zu erfüllen, und Adam solle nur gleich freiwillig seinen Schopf hergeben, bevor die Indianer ihm denselben mit Gewalt nähmen und die Kopfhaut dazu. Adam setzte sich zur Wehr und rief um Hülfe und bat um Gnade, bis die stille Runde von Geschrei und Gelächter wiederhallte.

So war es auch am Nachmittag, als Lambert, den die innere Unruhe nicht im Hause ließ, bachaufwärts langsam am Ufer hin nach dem Walde schritt. Er blieb einen Augenblick stehen, als der Lärmen vom Hause her an sein Ohr schlug, und setzte dann kopfschüttelnd seinen Weg fort. Sie konnten scherzen und lachen, die guten Gesellen, in dieser

Stunde der Trübsal und der Noth, die mit bleierner Schwere auf seiner Seele lastete! Und doch wußten sie, daß diese Stunde ihre letzte sein konnte! und doch hatten sie Eltern zu Hause, und Geschwister und Einer und der Andere ein Mädchen, das er liebte; und das Leben dieser geliebten Menschen stand auf dem Spiele, wie ihr eigenes Leben! Aber freilich! sie waren Alle so viel jünger, als er; und nahmen das Leben so viel leichter! so leicht, wie man es am Ende nehmen muß, um damit fertig zu werden, um nicht unter der Last zu erliegen! War er nicht schon zu alt, um noch mehr auf sich zu laden, er, der an der alten Last schon so schwer getragen? Wie oft hatten die Andern ihn deshalb verspottet! ihn: Hans, der Träumer, genannt! und es zu einem Sprichwort gemacht, wenn irgend ein schwieriger Fall vorlag: dafür laßt nur den lieben Gott und Lambert Sternberg sorgen! Nun ja: er hatte die Sorge früh genug kennen gelernt, als die Mutter starb und ihn mit dem grämlichen, reizbaren Vater allein ließ, und er zwischen ihm und dem wilden Jungen, dem Konrad, und den Verwandten und der übrigen Gemeinde den Vermittler spielen mußte; und dann, nach des Vaters Tode, ihm die ganze Arbeit für das eigene Anwesen zufiel, und er dabei noch immer

mit Rath und That helfen sollte, wenn es sonst irgendwo bei den Nachbarn fehlte. So hatte er gearbeitet und immer nur gearbeitet; so hatte er gesorgt und immer nur gesorgt, und es hatte sich ganz von selbst verstanden, daß er in diesem Frühjahr die schwierige und verantwortliche Sendung nach New-York übernehmen mußte. Er hatte sie übernommen, wie er Alles übernahm, was den Anderen zu lästig war, ohne an einen Lohn für sich zu denken, ohne auf den Dank seiner Auftraggeber zu hoffen — und nun hatte es der Himmel gefügt, daß er sie finden sollte, von der ein Blick ihm Lohn, ein Wort ihm Dank für Alles war, was er je gethan, was er je gelitten. Zu viel des Lohnes, zu viel des Dankes! Er hatte es von Anfang an geahnt; er hatte es nur zu bald erfahren! Wer gönnte ihm denn ehrlich sein unverhofftes, sein mit bangem Zagen erfaßtes Glück? Nicht die Nachbarn, die es ihm nie vergeben würden, daß er ihren Töchtern die Fremde vorgezogen; nicht Base Ursel, die, trotzdem ihr braver und gerechter Sinn sich dagegen sträubte, doch lieber Konrad an seiner Stelle gesehen hätte; und Konrad selbst, sein einziger, geliebter Bruder! Ja, das war die tiefste Kränkung, das war der gallenbittere Tropfen, der ihm in den süßen Trank

der Liebe geschüttet war, und den er nun immerdar auf seiner Zunge spüren würde! Es sollte eben nicht sein!

Aber, wenn dies nicht sein sollte, welchen Sinn und welche Bedeutung hatte dann noch das Uebrige? warum für eine Zukunft sorgen, die ihm keine reine Freude mehr bringen konnte? weshalb an einem Leben hangen, das ihm so verleidet war? warum den schweren Kampf aufnehmen, der bevorstand? warum hoffen, aus diesem Kampfe als Sieger hervorzugehen? — Da grünten seine Felder — mochten sie doch zertreten werden! Da irrte sein Vieh in der Wildniß — mochte es dem Feinde zur Beute fallen! Da ragte sein Hof — mochte er in Flammen aufgehen! da stand sein wohlbefestigtes Haus — mochte es ihn und sie unter seinen Trümmern begraben!

So, in tiefster, schwermüthigster Bekümmerniß, stand Lambert da, am Rande des Waldes, hinabschauend auf sein Heimathsthal, das im hellsten Sonnenlicht erglänzte. Kein Laut in der weiten Runde, nur das Summen der Insecten über den sanft nickenden Gräsern und Blumen der Prairie, und eine Vogelstimme dann und wann aus den Wipfeln der dunkelgrünen Tannen, die regungslos die Gluth der Sonne tranken. War denn Alles, was eben durch

sein Hirn gezogen, nur ein banger, schwerer Traum, aus dem er aufwachen konnte, wenn er nur wollte? war das Fanal dort, welches das Rauch- und Feuerzeichen geben sollte für die Andern den Creek hinab, nur zum Scherz errichtet? hatte Base Ursel, als sie ihm gestern durch Fritz Volz, welchen er, schon nach Anbruch der Nacht, sorgenvoll hinübergesandt, sagen ließ: sie habe sichere Kunde, daß der Feind in nächster Nähe stehe, und sie sollten die schärfste Wache halten — hatte Base Ursel ihm nicht ein Märchen berichtet?

Da — was war das für ein Ton, der plötzlich hinter ihm aus dem Walde sein scharfes Ohr berührte? ein Knistern und Knacken in dem trocknen Gezweig, wie wenn ein Hirsch in vollem Lauf durch die Büsche bricht! — nein, kein Hirsch! — deutlich hörte er jetzt einen anderen Laut, den nur der Fuß eines Mannes hervorbringen konnte! eines Mannes, der um sein Leben rennt! Näher und näher, am Creek herab, den steilen, steinigen, buschüberwucherten Pfad in tollen Sätzen, wie wenn ein Stein den Abhang herabgeschleudert würde!

Ein jäher, freudiger Schrecken durchzuckte Lamberts Seele. So konnte auf der Welt nur eines Menschen Fuß auftreten! seines Bruders Fuß!

In athemloser Spannung steht er da, — das wildpochende Herz zersprengt ihm schier die Brust; — er will rufen, aber der Laut stockt ihm in der Kehle; — er will ihm entgegen, aber die Kniee zittern unter ihm; — und im nächsten Moment bricht es durch die Büsche: Konrad ist es, an seiner Seite, in mächtigen Sätzen, und doch nur eben im Stande mitzukommen, die treue Dogge!

„Konrad," schreit Lambert, „Konrad!"

Er stürzt auf den Bruder zu: er umschlingt ihn mit seinen Armen. Vergessen ist Alles, was ihn noch eben so grausam gequält! Mag nun kommen, was will, — jetzt ist es werth, zu leben und auch zu sterben, wenn es sein muß!

„Sie kommen, Konrad!"

„In einer Stunde sind sie hier!"

Fünfzehntes Capitel.

Die Gewißheit, daß jetzt die Stunde der Entscheidung gekommen, und die Freude, daß diese Stunde ihm den geliebten Bruder zurückgebracht, hatten Lambert mit einem Schlage die Eigenschaften, wegen welcher ihn Jung und Alt schätzte und rühmte: Kaltblütigkeit, Umsicht, sicheren Muth wiedergegeben. Ohne einen Moment zu schwanken, was jetzt zu thun sei, eilte er, dem Bruder zurufend, er soll die im Hause benachrichtigen, auf der Planke über den Creek nach dem Hügel drüben, auf welchem das Fanal errichtet war, weil man es nur von dort aus den Bach abwärts im Dittmar'schen Hause deutlich sehen konnte. Eine Minute später erhob sich aus dem sinnreich gethürmten Scheiterhaufen eine schwarze Rauchsäule, wie der Stamm einer Palme mächtig aufstrebend und oben in der stillen Luft sich zu einer gewaltigen Krone ausbreitend. Und da — eine Viertelmeile den Bach hinab wallt es jetzt dunkel auf — Ohm Dittmar hat gute Wacht gehalten. Das Signal ist beantwortet und weitergegeben und wird beantwortet und weiter-

gegeben werden; in einer Viertelstunde werden sie zwei Meilen weiter am Mohawk wissen, daß hier oben am Creek der Feind hereingebrochen ist. Nun zurück über den Bach; ein kräftiger Stoß — die Verbindung ist abgebrochen, die Planke treibt abwärts.

„Du noch hier, Konrad? Komm! wie werden sich die Andern freuen!"

Lambert eilte voraus; langsamen, zögernden Schrittes folgte Konrad. War es Ermattung nach dem furchtbaren Rennen? war das Blut, mit welchem sein Lederwamms befleckt ist, aus seinen Adern gespritzt?

So fragte Lambert, aber er erhielt keine Antwort; und jetzt waren sie an der fliegenden Brücke angelangt, wo die Freunde, die auf der Mauer standen, sie mit lautem Hurrah empfingen. Lambert eilte hinauf und schüttelte jedem der braven Burschе in seiner Herzensfreude die Hand. Konrad zauderte noch immer am Fuß der Brücke. Sein Gesicht war bleich und wie verzerrt von körperlichem Schmerz oder von einem innern Kampf. Er hatte geschworen mit fürchterlichem Eid: er wolle die Schwelle seines Vaterhauses nicht wieder betreten, oder sein Blut solle kommen über ihn! Das starke, wilde Herz krampfte sich zusammen in

der Brust. Sein Blut — was kümmert ihn das: er hat es nie geschont; er hat es vor einer Viertelstunde noch in einem Kampfe, wie nur er ihn aufnehmen, nur er zum glücklichen Ende führen kann, auf's Spiel gesetzt; aber sein Wort! sein Wort, das er noch nie gebrochen, und das er jetzt brechen soll, brechen muß, wie sein heller Geist ihm sagt, wie das edle Herz ihm gebietet — trotz alledem!

Und wie er dennoch zaudert, steht plötzlich zwischen den hurrahrufenden Gesellen, sie, um derenwillen er sich verbannt aus seinem Vaterhause. Wie von einem Blitz geblendet, wendet er die Blicke ab; aber da ist sie schon an seiner Seite und hat seine Hand erfaßt, mit einem sanften Druck, dem er nicht widerstehen kann, mit einer leisen Gewalt, der er folgen muß die Brücke hinauf auf die Mauer, von der Mauer hinab in den innern Hof, wo ihn die Gefährten jubelnd umdrängen, und mit einem Male, von einem plötzlichen lustigen Einfall allesammt getrieben, ihn ergreifen, hoch emporheben und unter Jubel und Lärmen den Flüchtling, den Heimgekehrten zur offnen Thür hineintragen in's Haus, als wollten sie mit neckischer List den Dämonen, die auf der Schwelle lauern, ihre Beute abjagen.

Wie dem auch sei; Konrad ist zurück, — die beste Büchse in den Kolonieen! Sie waren entschlossen, auch ohne Konrad ihre Pflicht zu thun, aber die schnellen Blicke, die kurzen Worte, die sie unter einander austauschen, die freudestrahlenden Gesichter — sie sagen deutlich: es ist doch besser so, und wenn nun erst Base Ursel und Christian Dittmar da wären, so möchte der Tanz nur sofort beginnen! „Sie könnten schon da sein," meinen die Einen; „hurrah! da kommen sie!" schreit Richard Herckheimer, der auf die Gallerie gestiegen ist, besser ausschauen zu können: „und zu Fuß, und es sind ihrer drei! der Dritte ist der Pfarrer. Hurrah, und nochmals Hurrah! und abermals Hurrah!"

Wer hat jetzt Zeit oder Lust, die Athemlosen zu fragen, wie denn der geistliche Herr hierher komme? Genug, daß sie da sind, zur rechten Zeit, und endlich die Brücke abgeworfen werden und die Thür mit den bereit liegenden starken Balken verrammelt werden kann. Und da sind sie nun eingeschlossen in ihrer hölzernen Festung, mitten in der Wildniß, meilenweit entfernt von jeder befreundeten Seele, allein auf sich angewiesen: auf ihren festen Muth, ihren starken Arm, ihr sicheres Auge: zwei Frauen, neun Männer

und neun Büchsen, denn, wenn der geistliche Herr nicht für voll zu rechnen ist, und eine Büchse nicht zu führen wüßte, selbst wenn er kämpfen wollte, — Base Ursel hat eine Büchse und weiß sie zu führen und wird kämpfen, darauf kann man sich verlassen.

Und nun sind die Rollen vertheilt, und Alles und Jedermann ist an seinem Platze. Der untere durchaus verschlossene Raum birgt in einem Verschlage den Hans, welchen Lambert nicht opfern will, in einem anderen die Schafe, die man aus Mitleid mit hereingenommen und die jetzt jämmerlich in der Dunkelheit blöken; — auf der Gallerie des oberen Stockwerks hinter der Brustwehr, die Läufe der guten Büchsen in den Schießscharten, liegen Lambert, Richard, Fritz Volz, Jakob Ehrlich, Anton Biermann; auf dem Boden an den Luken des hohen Schindeldaches stehen Konrad, Base Ursel und der alte Christian, dessen weittragende Büchse seiner Zeit der Schrecken der Feinde war. Bei ihnen ist der Pfarrer, der, wenn er auch kein guter Schütze ist, doch, eine Büchse schnell und regelrecht zu laden, sehr wohl versteht. Denselben Dienst versieht für die auf der Gallerie Adam Bellinger. Katharine wird den Kämpfern Speise und Trank bringen, wenn es nöthig ist. Lambert und

die Andern alle haben sie beschworen, sich in keiner Weise vorzuwagen; sie aber hat im Stillen sich gelobt, im Falle der Noth, Adams Büchse, die jetzt müßig liegt, zu ergreifen und Base Ursels Beispiel zu folgen.

Und Schweigen herrscht in dem Hause. Wer es so liegen sähe, verschlossen, düster, stumm — er würde es von den Bewohnern verlassen wähnen — ein Stück aufgegebenes Menschenwerk in der Wildniß rings umher. Und schweigend in der Runde liegt die Wildniß unter dem Bann der heißen Nachmittagssonne; schweigend die grüne Prairie, auf der kaum eine Blume nickt, ein Halm sich wiegt; schweigend der Wald, dessen glänzende Wipfel unbeweglich zum blauen Himmel ragen. Von dem blauen Himmel schauen ein paar weiße Wolken regungslos hernieder.

Tiefstes Schweigen! Urwaldsstille!

Da! ein geller, langgezogener, vielstimmiger Schrei, von dem die Runde gräulich wiederhallt; und aus dem Walde brechen sie hervor, funfzig halbnackte, mit den bunten Kriegsfarben bemalte Indianer auf einmal, die ihre Büchsen und Tomahawks schwingen und mit wilden Sprüngen eilend über die Prairie heransetzen; die einen unmittelbar auf das Blockhaus zu, die andern es im

Bogen umschwärmend, um es in möglichst kurzer Zeit von allen Seiten zu berennen. Und still wie zuvor liegt das Haus; keine Antwort auf die Herausforderung, welche der heranstürmende Feind unablässig gellt und kreischt und heult. Schon sind die Ersten bis auf hundert Schritte heran — da kommt die Antwort: der kurze scharfe Ton von vier deutschen Büchsen, die in demselben Moment abgefeuert werden, daß man nur einen Knall hört, aber vier Indianer stürzen vornüber, um nicht wieder aufzustehen. Die Andern beschleunigen nur den rasenden Lauf, sie haben fast die Umwallung erreicht; da krachen abermals vier Büchsen und abermals stürzen vier Indianer, der Eine, der in's Herz geschossen, hoch aufspringend, wie ein Hirsch.

Das hatten sie nicht erwartet; der zweiten Salve konnte eine dritte folgen, und noch liegt zwischen ihnen und dem Hause Graben und Mauer. Wer weiß, ob diese dritte Salve nicht fürchterlicher wird, als die beiden ersten? Keiner will es darauf ankommen lassen; im Nu haben Alle Kehrt gemacht, und jagen in derselben Eile zum Walde zurück, den sie noch nicht erreicht haben, als ihnen wiederum vier Schüsse nachgesandt werden, die noch zwei vor den Füßen der

Franzosen niederstrecken, welche sich im Walde verborgen gehalten, voll Wuth und Schrecken das blutige Schauspiel vor ihnen beobachtet haben, und sich jetzt sagen müssen, daß der erste Angriff, den sie klüglich ihren indianischen Freunden überlassen, total abgeschlagen ist.

Ja, der erste Angriff war abgeschlagen! Die im Blockhause schüttelten sich die Hände, und griffen dann wieder zu den frisch geladenen Büchsen. Von den Indianern richtete sich einer auf Knieen und Händen auf, und fiel wieder zurück, und bäumte sich abermals empor. Richard Herckheimer sagt: „das ist mein Mann; der arme Teufel soll sich nicht so lange quälen!“ und hebt die Büchse zur Wange; aber Lambert legt ihm die Hand auf die Schulter: Wir werden jeden Schuß brauchen, Richard, und der da hat genug! — Der Indianer raust im Todeskampf das lange Gras, zuckt noch ein paar Mal und liegt dann starr, wie seine Gefährten.

Was wird jetzt geschehen? werden sie es noch einmal auf dieselbe Weise versuchen! werden sie eine andre Angriffsweise wählen und welche dann? Die jungen Männer stritten darüber, auch Base Ursel, die vom Boden herabgestiegen war, und sich zu ihnen

gesellt hatte, nahm Theil an der Discussion. Die Meinungen waren getheilt: Lambert behauptete, sie würden bald genug herausgefunden haben, wie stark die Besatzung sei und wie viel sie im schlimmsten Falle zu opfern hätten, damit die Andern sicher bis zum Hause gelangten. Es käme also ganz darauf an, wie groß die Zahl sei, denn daß sie es vorhin nur mit einem Theil zu thun gehabt hätten, und ihre Hauptmacht noch im Walde stecke, sei klar.

„Lambert hat recht," sagte Base Ursel. „Sie sind hundertfunfzig stark: funfzig Franzosen, hundert Onondagas."

„Zweiundneunzig," meinte Anton Biermann, „denn acht liegen da."

Jakob Ehrlich lacht sonst jedesmal, wenn Anton Biermann einen Witz macht, dieses Mal lacht er nicht: er berechnet im Stillen, wieviel Indianer, die Franzosen noch bei Seite gelassen, auf sein Theil kommen, wenn ihrer wirklich so viel sind. Jakob Ehrlich ist nicht stark im Kopfrechnen, er kann die Zahl nicht herausbringen; aber gelangt zu dem Resultat, daß es unter allen Umständen eine harte Arbeit werden wird.

Die Andern blickten Base Ursel fragend an. Daß

die Nachricht von Konrad herrührte, war gewiß. Wie hatte es Konrad erfahren? Base Ursel hätte jetzt eigentlich ihre gestrige Expedition mit dem Pfarrer erzählen müssen; aber dann konnte nicht verschwiegen bleiben, daß ohne ihre Vermittelung Konrad jetzt nicht hier wäre, und davon mochte sie nicht sprechen — jetzt wenigstens nicht. Sie begnügte sich also, zu sagen, Konrad habe das Lager der Feinde gefunden und beobachtet, und sie Kopf für Kopf gezählt, und daß sie sich in zwei Haufen getheilt, von denen der größere: hundert Franzen und ebenso viele Onondagas und mindestens zweihundert Oneidas, nach dem Mohawk aufgebrochen wäre und jetzt dort wohl angekommen sein würde; daß aber die Oneidas kein Herz für die Sache hätten, und wenigstens die Möglichkeit sei, daß sie im entscheidenden Augenblicke abfielen, und zu den alten Bundesgenossen übergingen.

„Wenn es so steht, können wir auch noch auf Entsatz vom Vater rechnen;" meinte Richard Herckheimer.

„Wir wollen auf Niemand rechnen, als auf uns selbst;" sagte Lambert.

„Was haben die Kerls denn nun vor?" fragte Anton Biermann.

Aus dem Walde heraus, in welchem seit der letzten halben Stunde die Feinde gänzlich verschwunden waren, traten drei Männer: ein Franzose und zwei Indianer. Sie hatten die Waffen abgelegt, dafür trugen sie lange Stangen, an deren Spitzen weiße Tücher befestigt waren. Sie schwenkten wiederholt die Stangen und ließen die Tücher flattern. So kamen sie langsamen Schrittes heran, als seien sie nicht ganz sicher und wollten sich erst überzeugen, ob man auf der andern Seite geneigt sei, die Parlamentärflagge zu achten. Anton Biermann und Jakob Ehrlich verspürten dazu keine Neigung. Sie meinten, die Schufte hätten im vorigen Jahr und niemals Pardon gegeben, und sich den Teufel an weiße Lappen gekehrt; und wenn ihrer auch nur Drei seien, so seien sie doch immer noch drei Schuß Pulver werth. Lambert hatte genug zu thun, die Aufgeregten zu beschwichtigen, und ihnen klar zu machen, daß es nicht Brauch sei, auf Unbewaffnete zu schießen, und daß sie, als Deutsche, nicht damit den Anfang machen wollten.

Unterdessen hatten sich die Parlamentäre bis auf eine kurze Strecke dem Hause genähert. Lambert erschien auf der Gallerie, nachdem er die Andern geheißen, sich nicht blicken zu lassen: „Halt!"

Die Drei standen.

„Was wollt Ihr?"

„Giebt es Einen unter Euch, der französisch spricht?" fragte der Franzose in schlechtem Deutsch.

„Wir sprechen nur deutsch," antwortete Lambert. „Was wollt Ihr?"

Der Franzose, ein langer, schwärzlicher Kerl, stellte sich in möglichst theatralische Positur, indem er die Parlamentärstange mit der linken Hand in den Boden pflanzte und die rechte zum Himmel hob und rief:

„Ich, Roger de Saint Croix, Lieutenant im Dienste Seiner allerchristlichsten Majestät, Louis XV., und Befehlshaber Sr. Majestät hiesiger Truppen und der mit uns verbündeten Indianer vom Stamme der Onondagas, thue Euch hiermit kund und zu wissen, daß, wenn Ihr sofort und auf der Stelle die Waffen ablegt und Euch ergebt auf Gnade und Ungnade, wir Euch und Eure Weiber und Kinder am Leben lassen; Euch auch in Eurem Besitzthum nicht schädigen, vielmehr Alles: Haus und Hof und Vieh unversehrt lassen werden. Andernfalls aber, wenn Ihr wahnsinnig genug wäret, noch ferneren Widerstand zu leisten, gegen die formidable Uebermacht von sechs-

hundert wohlbewaffneten und disciplinirten Soldaten Sr. Majestät und eben so vielen tapfern und grausamen Indianern, so schwöre ich, Roger de Saint Croix, Euch, daß keiner von Euch mit dem Leben davon kommen wird, weder Ihr noch Eure Weiber und Kinder, und daß wir Euer Haus und den Hof dem Erdboden gleich machen werden, daß Niemand die Stelle wiederfinden soll, wo es gestanden."

Der Mann hatte lauter und lauter geschrieen, bis er zuletzt nur noch kreischte. Jetzt ließ er den gesticulirenden rechten Arm an der Seite herabfallen, und stand da, in lässiger Haltung, wie Jemand, der ein gleichgültiges Gespräch führt, das er abbrechen oder fortsetzen wird, wie es eben dem Andern belieben mag.

„Soll ich für Euch antworten?" fragte Anton, indem er an seine Büchse schlug.

„Still," sagte Lambert und dann seine Stimme erhebend: „So kehrt zu Euren Leuten zurück und sagt ihnen, daß wir hier vereinigten deutschen Männer, Einer wie Alle und Alle wie Einer, entschlossen sind, das Haus zu halten, komme, was da wolle; und daß wir gutes Muthes sind, es halten zu können, und wenn Ihr wirklich zwölfhundert wäret, wie Ihr

hundertundfunzig auf den Kopf seid, die zehn, die da schon liegen, mitgerechnet."

Der Franzose machte eine lebhafte Bewegung der Ueberraschung und wandte sich zu seinen Begleitern, die, ohne eine Miene zu verändern, ohne sich zu regen, dagestanden hatten. Er schien ihnen etwas mitzutheilen, was auch ihre Aufmerksamkeit erregte, dann nahm er wieder die theatralische Position von vorhin an und rief:

„Aus dem, was Ihr zuletzt gesagt, obgleich es falsch ist, entnehme ich, daß ein gewisser Konrad unter Euch ist. Ich verspreche Euch, daß Euch kein Haar gekrümmt werden soll, und hundert Louisd'or dazu, wenn Ihr uns diesen Konrad ausliefert."

„Der Mann, von dem Ihr sprecht," erwiederte Lambert, „ist unter uns und Ihr habt den Knall seiner Büchse schon zweimal gehört, und werdet ihn, wenn es Euch beliebt, noch öfter zu hören bekommen."

„Aber dieser Konrad ist ein Verräther, der uns auf die schmählichste Weise betrogen hat," schrie der Franzose.

„Ich bin kein Verräther," rief Konrad, der plötzlich neben Lambert stand; „ich habe Euch gesagt, daß ich mich frei machen würde, sobald ich vermöchte.

Wenn Ihr diesmal geglaubt habt, daß Eurer sechs mich halten könnten, so werdet Ihr mir das nächste Mal wohl ein Dutzend zur Bewachung geben."

„Das nächste Mal werde ich damit anfangen, Euch erst den Skalp und dann den Kopf vor die Füße zu legen," kreischte der Franzose in den höchsten Tönen.

„Genug!" rief Lambert; „ich gebe Euch zehn Minuten, in den Wald zurückzukommen; wer von Euch sich dann noch draußen sehen läßt, thut es auf seine Gefahr."

Der Franzose ballte die Faust, besann sich dann aber darauf, was ein Franzose unter allen Umständen deutschen Tölpeln gegenüber sich selbst schuldig sei, und zog, indem er sich graziös verbeugte, den großen dreieckigen Hut, machte dann auf den Hacken Kehrt, und schritt anfangs langsam, dann schneller und schneller dem Walde zu, bis er zuletzt in einen regelrechten Trab fiel, offenbar, um den Deutschen die Schande zu ersparen, vor Ablauf der bewußten zehn Minuten auf den Abgesandten Sr. allerchristlichsten Majestät geschossen zu haben.

„Herr meines Lebens," schrie Anton, „jetzt erkenne ich ihn erst! Das ist ja derselbe Kerl, Jakob, der vor drei Jahren bei uns betteln kam und der

sich hernach noch ein halbes Jahr in der Nachbarschaft umhertrieb. Er nannte sich Musjö Emil und sagte, er habe einen Kameraden im Zweikampf erschossen und deshalb fliehen müssen; aber Andre wollten wissen, er sei ein weggelaufener Galeerensclave. Hernach wollte er Sally heirathen, Joseph Kleemanns Farbige, aber die sagte, sie sei zu gut für einen Kerl wie der, und Hans Kessel, Sally's Schatz, prügelte ihn einmal windelweich, seitdem war er verschwunden. Herr meines Lebens, und giebt sich hier für einen Lieutenant aus und spricht von allerchristlichster Majestät und will uns das liebe Leben lassen, dieser niederträchtige Tellerlecker! dieser Galgenstrick!"

So schalt und schimpfte der ehrliche Anton und behauptete, wenn er den Herrn Emil oder Saint Croix oder wie der Kerl heiße, nicht vor seine Büchse bekomme, so sei ihm der ganze Spaß verdorben.

Die Andern hätten gern gewußt, was Konrad mit dem Franzosen vorgehabt; aber ihre Neugier blieb unbefriedigt, denn Konrad hatte sich alsbald wieder hinaufbegeben, und schon wurde die Aufmerksamkeit der Belagerten nach einer andern Seite gelenkt. Von dem Hof stieg eine Rauchsäule auf, die mit jedem Momente dichter und schwärzer wurde, bis die Lohe

aus dem Schwall hervorbrach. Der Feind hatte seine Drohung wahr gemacht. Es schien eine nutzlose Grausamkeit, denn der Hof lag zu weit vom Blockhause entfernt, als daß die Flamme hätte herüberspringen können, trotzdem der Wind, der sich jetzt ein wenig aufgemacht hatte, nach dem Hause stand und Rauch und Funken auf dasselbe zutrieb. Aber war doch dieser ganze Krieg eine einzige Kette solcher Grausamkeiten! Lambert hatte heute Morgen im Geiste gesehen, was er jetzt in Wirklichkeit sah, aber — er hatte das Alles mit seinen eigenen Händen geschaffen und seine Hände legten sich fester um den Lauf der Büchse.

Da krachte oben ein Schuß und noch einer, und Base Ursel rief zur Bodentreppe hinab: „Achtung! Augen links! im Rohr!“

Die Bedeutung dieser Worte und der Schüsse, die oben abgefeuert waren, wurde alsbald klar. Die Aufmerksamkeit der Belagerten war nicht umsonst nach der Landseite gelenkt worden! In dem dichten, mannshohen Schilf und Rohr, mit welchem das Ufer des Creek bewachsen war, konnte man vom Walde aus bis auf hundert Schritt an das Haus herankommen — ein verzweifeltes Unternehmen! denn der Unter-

grund war sumpfig, soweit das Schilf stand und wo dasselbe endigte, floß der Creek tief und reißend; aber man hatte es gewagt, und es zeigte sich bald, mit welchem Erfolge. Bald hier, bald da und in immer schnellerer Folge knallte es aus dem Rohr; es mußte bereits eine beträchtliche Zahl den gefährlichen Weg betreten und sich am Ufer eingenistet haben, trotzdem die im Hause Alles thaten, um sich einer so unbequemen und gefährlichen Nachbarschaft zu entledigen. Wo immer ein adlerfedergeschmückter Kopf oder nackter Arm sich zeigte, oder der Lauf eines Gewehrs aufblitzte, ja, wo nur das Schilf sich bewegte, schlug eine Kugel ein; aber, wenn auch bereits ein paar leblose Körper den Creek hinabschwammen, andre sicher todt oder verwundet zwischen den Binsen lagen, noch andre in dem Morast versunken sein mochten — die Ueberzahl war zu groß, und der kühne, durch so schwere Verluste erbitterte Feind schien es auf's Aeußerste ankommen lassen zu wollen. Dazu kam, daß der Abendwind sich immer mehr aufmachte und die Spitzen des Schilfs unaufhörlich bewegte, so daß es schwer, ja oft unmöglich war, die Bewegungen des unsichtbaren Feindes zu verfolgen, und also mancher kostbare Schuß vergebens gethan wurde. Das machte

offenbar die Angreifer kühner und kühner; immer weiter schob sich die Feuerlinie das Ufer hinab, immer dichter hagelten die Kugeln gegen die Brüstung und gegen das Dach; man mußte jeden Augenblick erwarten, daß sie aus dem Röhricht hervorbrechen, und, die kurze Strecke, welche sie noch von dem Hause trennte, schnellen Laufes durchmessend, zum Sturm übergehen würden.

Aber bald sollte es sich zeigen, daß man auf der andern Seite keineswegs gewillt war, die Entscheidung des Tages auf diese eine Karte zu setzen. An dem Waldessaume begann es plötzlich sich zu regen und zu bewegen, als ob der Wald selbst lebendig geworden wäre. Breite, mannshohe Schirme, aus Tannenzweigen kunstvoll zusammengestellt, wurden heraus und in einer Linie aneinander und weiter die sanft abfallende Wiesenfläche nach dem Hause zu geschoben oder getragen — man konnte es nicht unterscheiden — langsam zwar, aber doch vorwärts kommend, bis man sich auf Büchsenschußweite genähert hatte, und die hinter den Schirmen postirten Schützen ein lebhaftes Feuer eröffneten. Die Schirme waren gewiß kein sichrer Schutz für die Angreifer, aber sie erschwerten den Belagerten doch das Zielen, die nun

überdies gezwungen waren, ihre Aufmerksamkeit und ihre Büchsen nach zwei Seiten zugleich zu richten.

Aber der schlaue Feind hatte seine Erfindsamkeit noch nicht erschöpft. Von dem Hofe her, der jetzt beinahe vollständig niedergebrannt war, kamen sie ebenfalls, indem sie ein Dutzend von Lamberts großen Fässern vor sich herrollten, um, sobald sie nahe genug waren, dieselben aufzurichten und so sich einen Wall zu schaffen, der jeden Moment weiter vorgeschoben werden konnte und einen viel sichereren Schutz bot, als die Schirme aus Tannenzweigen. Anton Biermann hatte laut aufgelacht, als er die Fässer auf das Haus zukommen sah, aber als er ein paar Schüsse, offenbar nutzlos, darauf abgefeuert hatte, lachte er nicht mehr und sagte leise zu seinem Freunde Jakob: „Die Geschichte wird ernsthaft."

Ernsthaft, in der That! Noch hatte keiner von ihnen erheblichen Schaden genommen, trotzdem einer und der andre durch Splitter, welche die Kugeln von der Brüstung abschlugen, bös geritzt war und heftig blutete. Aber der Kampf währte jetzt bereits ununterbrochen drei Stunden! Es war ein heißes Stück Arbeit gewesen in der heißen Junisonne, und die Wangen der Kämpfer glühten und die Läufe ihrer

Büchsen glühten. Dennoch hatte sich manches Auge, wenn es nur einen Moment von der blutigen, ungewohnten Arbeit aufschauen konnte, nach der Sonne gerichtet, und mit schwerer Sorge beobachtet, wie schnell sie in diesen Stunden, die wie Minuten verflogen, weiterrückte, wie tief sie bereits stand. So lange sie leuchtete, mochte dieser verzweifelte Kampf einer Handvoll Menschen gegen einen so vielfach überlegenen, kühnen und verschlagenen Feind, hingezogen werden und unentschieden bleiben. Aber wie bald mußte die Entscheidung eintreten, wenn die Sonne sank und das Dunkel heraufzog, das heute, wo der Mond erst nach Mitternacht aufging, stundenlang mit undurchdringlichem Schleier das Thal bedecken würde, und in dem Schutze des Nebels und der Nacht der Feind heranschlich und heranstürmte! Die Balken des untern Geschosses waren dick genug, und die einzige Thür fest verrammelt; aber ein Dutzend Beile mußten in nicht allzulanger Zeit die Thür eingeschlagen haben, und die Balken, wie dick sie waren, dem Feuer konnten sie nicht widerstehen! Dann aber blieb den Belagerten keine Wahl, als sich bei lebendigem Leibe verbrennen zu lassen, oder den Versuch zu machen, sich mit den Waffen in der Hand aus

dem brennenden, eng umstellten Hause einen Ausweg zu bahnen. Und auch so war ihr Untergang gewiß. Wer nicht sofort erschlagen wurde, mußte von der Ueberzahl der Verfolger auf der Flucht eingeholt und niedergemacht werden.

So war die Lage. Sie konnte Niemand zweifelhaft sein, weder den Belagerten, noch den Belagerern, die sich längst überzeugt hatten, daß das Haus von höchstens zehn Büchsen vertheidigt wurde. Aber wie sehr diese Gewißheit auch ihre Kampfeslust erhöht und ihren Rachedurst geschärft haben mochte — der Muth derer im Blockhause war ungebrochen. Niemand dachte an eine Flucht, die ja doch vergeblich, Niemand an Uebergabe, die mit einem qualvollen Tod gleichbedeutend war. — Alle waren sie entschlossen, sich bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen, und lieber sich selbst und, wenn es sein müßte, Einer dem Andern den Tod zu geben, als dem Feinde lebend in die grausamen Hände zu fallen.

Lambert und Katharine hatten sich das schon vorher gesagt, und sie hatten während des Kampfes mehr als einmal den Todesbund mit stummen, beredten Blicken besiegelt. Aber nicht nur für den Geliebten war das muthige Mädchen wie ein Banner

gewesen, das dem kühnen Krieger vorauf in den Tod flattert und an welchem seine Blicke mit jener Begeisterung haften, die den Tod überwindet. Wer die Bleiche, still Entschlossene, rastlos Helfende nur ansah, er hatte aus einem Quell des Muthes und der Kraft getrunken, daß ihm das bange Herz höher schlug, und die ermüdeten Glieder wieder erstarkten. Sie hatte des Gebotes, das immer von neuem an sie erging: „Bleib weg, Katharine! steh nicht da, Katharine!" nicht geachtet. Wo sie sich nöthig wußte, da war sie: oben bei den Männern auf dem Boden unter dem glühenden Dach, unten bei denen auf der Gallerie, diesem einen Trunk reichend, jenem die eben abgeschossene Büchse aus der Hand nehmend, dem andern ein Gewehr, das sie selbst geladen, in die Hand drückend. Denn auch das hatte sie gelernt, schnell, wie sie Alles lernte, nachdem sie gesehen, daß Adam Bellinger, trotzdem er sich redlich mühte, und ihm der Schweiß in Strömen von der Stirn rann, den Anforderungen nicht genügen konnte und die Schützen oft vergeblich nach ihren Waffen riefen.

So war sie eben wieder in dem innern Raum beschäftigt, als Konrad, Base Ursel, der alte Christian und der Pfarrer von oben herabkamen, während auch

die auf der Gallerie zu schießen aufhörten und es selbst draußen still wurde.

„Was geht vor?“ fragte Katharine.

„Sie werden es mit einem zweiten Sturm versuchen wollen,“ sagte Lambert, der von der Gallerie hereintrat. „Es ist gut, daß Ihr kommt, wir müssen jetzt alle Mann auf die Gallerie, wir werden sie bald genug unter uns haben.“

Auch Andre traten herein, zu hören, was nun geschehen solle; man war fast vollzählig versammelt.

„Ich denke,“ sagte Lambert, „wir geben keinen Schuß ab, bis sie auf der Mauer sind, denn sie würden jetzt doch nicht wieder umkehren, und wir haben dann ihrer acht sicher. Wir wollen Alle auf einmal Feuer geben. Hernach wollen wir fünf die Andern in Respect halten, während Ihr versucht, ob Ihr den Schuften unter uns das Handwerk legen könnt. Sind alle Büchsen geladen?“

„Hier! und hier!“ sagte Katharine und Adam, die beiden letzten Büchsen hinreichend.

Der Zufall wollte, daß es gerade Lamberts und Konrads Büchsen waren; und wie sie beide zu gleicher Zeit herantraten und Jeder die Hand nach der Waffe ausstreckte, da war es kein Zufall, daß es bei Beiden

die linke Hand war, denn sie hatten sich im nächsten Moment die Rechte gereicht, und standen so vor Katharine, die tief erröthend einen Schritt zurückwich, als fürchtete sie, daß ihre Nähe den Bund der Brüder von Neuem stören könne. Aber der Pfarrer legte seine Hand auf die Hände der Brüder, die sich in kräftigem Drucke festhielten, und sagte: „So, wie diese Beiden, die sich einen Augenblick verloren hatten, in der Stunde der Gefahr sich wiedergefunden haben, um im Leben und im Sterben und in Ewigkeit vereint zu sein und zu bleiben, so, Ihr lieben Brüder und Schwestern, lasset uns Gott danken und preisen, daß wir Alle hier so einmüthiglich beieinander stehen und daß wir in dieser feierlichen Stunde, die nach menschlicher Berechnung unsre letzte ist, das höchste Gebot erfüllen, und uns untereinander lieben. Und weil uns Höheres, als dies, das Leben nicht bieten kann, und wenn wir tausend Jahre lebten, so laßt uns ohne Klage von dem lieben Leben Abschied nehmen! Wir werfen es nicht leichtsinnig fort; wir haben es vertheidigt, so gut wir konnten. Aber wir sind nur Fleisch und Blut, und diese unsre Burg ist von Holz. Gott aber, der uns nach seinem Ebenbilde schuf und seinen Odem

einblies — Gott ist ein Geist und eine feste Burg. Eine feste Burg ist unser Gott!"

Und wie der Pfarrer das Wort gesprochen, da — als hätte es der Geist ihnen gegeben, den sie angerufen, — zuckte es durch die kleine Gemeinde und wie aus einem Munde erschallte es in feierlichem Chor:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alte, böse Feind,
Mit Ernst er's jetzt meint.
Groß' Macht und viel' List,
Sein' grausam' Rüstung ist,
Auf Erden ist nicht seines Gleichen.

Mit unsr'er Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren;
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren.
Fragst Du, wer er ist!
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es muß uns doch gelingen!"

Und da waren sie von allen Seiten zugleich, als hätte der Bach und die Prärie und der Wald sie auf einmal ausgespieen; da kamen sie in wilden Sprüngen, die Beile und die Flinten und die Reisigbündel schwingend, Franzosen und Indianer: Jäger und Hunde, zum Kampfe hetzend, vor Kampfgier heulend, kreischend, gellend. Im Nu war der kurze Zwischenraum überflogen. Hinein in den Graben, zur Mauer hinauf, in tollem Schwunge, mit den Nägeln sich einhakend, Einer auf den Schultern des Andern: hinauf, hinauf!

Hinauf, aber nicht hinüber! zum wenigsten die Ersten nicht! So wie ein Kopf über der Mauer auftaucht, ein paar Ellbogen sich aufstemmen, eine Brust sich bietet, kommt die tödtliche Kugel und der Verwegene rollt in den Graben zurück: der Erste und der Zweite, der Dritte und der Vierte — dem Fünften endlich gelingt es und einem Sechsten, und jetzt einem halben Dutzend auf einmal, und an einer anderen Stelle noch einem paar. Das sind genug! Der Zweck ist erreicht! Commandoworte werden gerufen. Die noch jenseits der Mauer sind, ziehen sich wieder zurück, zu zwei und zwei einen geschlossenen Kreis um das Haus formirend, und unablässig feuernd, um wieder

— und dann zum letzten Male — vorzugehen, sobald die, welche bis zum Hause gedrungen sind, ihr Werk vollbracht haben.

Und bald wird es vollbracht sein. Scharfe Beile hacken in die Thür; die Beilschwinger verstehen ihre Arbeit, sie haben schon in manches verschlossene Haus Bresche geschlagen! Und die auf der andern, dem Wind zugekehrten Seite verstehen ihre Arbeit nicht minder gut; sie haben schon an manches Haus, dem sie nicht anders beikommen konnten, den Feuerbrand gelegt! Wohl schießen die oben durch die runden Löcher in dem Boden der Gallerie, und ein oder zwei von denen unten müssen ihre Kühnheit mit dem Leben bezahlen; aber die Anderen deckt die Gallerie, und der Kugelregen, mit welchem das Haus überschüttet wird, zersplittert die Kräfte der Belagerten, die sich nach allen Seiten zugleich wenden sollen. Noch ein paar Hiebe und die Thür liegt in Trümmern, und aus dem dicken Rauch, der drüben aufsteigt, wird bald die Lohe herausschlagen.

Die Belagerten wissen es. Ein Versuch, die drohende Gefahr — und wäre es auch nur für kurze Frist — zu bewältigen, muß gemacht werden. Sie

müssen einen Ausfall wagen: ihrer Zwei sollen es. Welche zwei?

„Ich," ruft der brave Pfarrer. „Was ist an mir gelegen?"

„Ich," ruft Konrad; „das ist meine Sache!"

„Konrads und meine," ruft Lambert mit starker Stimme, „und Niemandes sonst! Hinweg Ihr Andern, auf Eure Posten! Du, Richard und Fritz! Ihr haltet die Thür besetzt. Hier sind die Beile, und nun in Gottes Namen!"

Die Balken, welche die Thür von innen sichern, werden weggeräumt, ein starkes Brett bloszulegen, welches genau in die Oeffnung paßt, und an welches bereits, da die eigentliche Thür zertrümmert ist, die Schläge von außen dröhnen. Der letzte Balken wird weggezogen; das Brett fällt, die Bresche, welche die Belagerer gewollt, ist da, und aus der Bresche hervor, stürzt, Lambert und Konrad bei Seite drängend, der alte Christian Dittmar, hoch die Axt in den nervigen Armen schwingend, rufend: „hie Deutschland allewege!"

Es ist das erste Wort, das heute aus seinem Munde kommt, und es ist sein letztes — für heute und für immer! Von drei Kugeln auf einmal durch-

bohrt, von einem Dutzend Messerstichen und Beilhieben zerfleischt und zerschmettert, fällt er; aber sein hochherziger Zweck ist erreicht. Er hat die erste Wuth des Anpralls gebrochen; er hat den beiden jungen Männern hinter ihm eine Gasse gemacht. Sie stürzen in diese Gasse; nichts kann Konrads Riesenkraft widerstehen. Hageldicht fallen seine Streiche, er wüthet in dem Schwarm, wie ein Jaguar zwischen Schafen. Ja, es ist der Jaguar, der über sie gekommen ist! der große Jaguar, wie sie ihn nennen an den Seeen, und der schon so Manchen aus dem Stamme der Onondagas zerrissen hat! Sie wollen mit dem bösen Geiste selber kämpfen, aber sie können nicht die Augen des großen Jaguar lodern sehen: sie vermögen nichts gegen den großen Jaguar! Sie stürzen davon, auf die Mauer zu, über die Mauer, in den Graben hinab, von Konrad verfolgt, dem Lambert, welcher bereits das Feuer auseinandergerissen hat, zuruft: er solle nicht weiter, er müsse zurück! Denn die Andern, welche die schimpfliche Flucht ihrer Gefährten sehen, haben ihr Feuer nur auf die Beiden gerichtet, Kugel auf Kugel schlägt neben Lambert in die Wand; es ist ein Wunder, daß er noch unverletzt ist, ja, daß er noch lebt! Aber er denkt

gar nicht an sich; er denkt nur an den löwenherzigen Bruder. Er stürzt auf den Rasenden zu, der eben mit drei Indianern — den letzten innerhalb des Ringes — hart an der Mauer kämpft. Sie sollen nicht mehr hinüber. Er ergreift den Einen, wirbelt ihn in die Luft und schmettert ihn gegen die Mauer, auf welcher der Unglückliche mit zerbrochenem Genick liegen bleibt; die beiden Andern benutzen den Augenblick; sie klettern über die Mauer; der Eine drückt, ehe er sich in den Graben gleiten läßt, sein Gewehr ab.

„Komm' herein, um Gotteswillen, Konrad;" ruft Lambert.

Er ergreift Konrad bei der Hand; er zieht ihn mit sich fort; sie haben die Thür fast erreicht; da schwankt Konrad, wie ein Trunkener. Lambert faßt ihn um den Leib. „Es ist nichts, lieber Bruder;" sagt Konrad und richtet sich auf; aber in der Thür bricht er zusammen, ein Blutstrom stürzt aus seinem Munde und netzt die Schwelle, die er nicht wieder hat betreten wollen, es komme denn sein Blut über ihn.

Die Thür ist wieder verwahrt, stärker noch, als zuvor. Das Feuer, das Lambert auseinandergerissen hat, verschwelt machtlos am Fuße des Hauses. Das Haus ist gerettet: auf wie lange? die kleine Schaar,

die es vertheidigt, ist um zwei Kämpfer ärmer; die Uebrigen sind von der furchtbaren Arbeit bis zum Tode erschöpft; die Munition ist bis auf wenige Schüsse verbraucht und die Sonne schießt ihre letzten rothen Strahlen über den einsamen Kampfplatz im Walde. In wenigen Minuten wird sie untergehen; die Nacht wird heraufziehen — die letzte Nacht.

„Dein Bruder ist todt!" sagt der Pfarrer zu Lambert.

„Er ist uns vorangegangen;" erwiedert Lambert. „Bleibe in meiner Nähe, Katharine!"

Der Pfarrer und Katharine sind unten um Konrad beschäftigt gewesen. Der Pfarrer ist ein heilkundiger Mann; aber hier hat seine Kunst nichts vermocht. Konrad hat die schönen blauen Augen nur noch einmal aufgeschlagen mit einem wirren Blick, der plötzlich hell und klar geworden, als durch die Nebel des Todes Katharine's Antlitz ihm erschienen ist: Dann hat er still, mit geschlossenen Augen dagelegen, tiefer Friede in den noch eben so wilden, kampfestrotzigen Zügen und hat noch einmal aufgeathmet. Dann ist sein Haupt auf die Seite gesunken, als dürfe er nun ruhig schlafen.

Die Sonne ist in die Wälder getaucht; um die auf der Gallerie fließt blutrother Abendschein.

„Worauf warten die Kerls?“ fragt Jakob Ehrlich.

„Dir wird die Ewigkeit noch lang genug werden, Narre,“ erwiedert Anton Biermann.

„Wenn der Vater uns Entsatz schicken will, wird er sich beeilen müssen,“ sagt Richard Herckheimer mit einem schwermüthigen Lächeln.

„Hurrah, hurrah und abermals hurrah!“ schreit Adam Bellinger, oben zur Dachluke heraus.

„Der Adam ist verrückt geworden;“ sagt Fritz Volz.

„Sie kommen, sie kommen!“ schreit Adam, der jetzt die Bodentreppe hinabstürzt und wie ein Toller herumtanzt und dann dem Pfarrer laut weinend in die Arme stürzt.

„Armer Junge, armer Junge!“ sagt der Pfarrer.

Lambert ist um die Gallerie herumgegangen auf die andere Seite, von der man den Creek hinabsieht bis an die Waldecke, wo der Weg eine Biegung macht und dann verschwindet, um etwas weiter hin noch einmal auf eine kürzere Strecke sichtbar zu werden. Der Weg liegt frei da hüben und drüben; die schwache Hoffnung, die in Lambert aufgeglimmt war, erlischt alsbald; er schüttelt traurig das Haupt.

Da! welch' ein Ton ist das? Ein dumpfer und doch starker Ton, den Lambert deutlich vernimmt, denn in diesem Augenblick ist auch das Geschrei der Feinde verstummt. Der Ton wird schwächer und wieder stärker; Lambert pocht das Herz zum Zerspringen.

Und plötzlich biegt es um die Waldecke: ein, zwei, drei Reiter im vollen Jagen und einen Moment darauf ein ganzer Haufe: zwanzig, dreißig Pferde, unter deren Hufen der Boden dröhnt. Die Reiter schwingen ihre Büchsen; und: „Hurrah! hurrah!" schallt es bis zu Lambert hin.

Er springt zu den Genossen. „Habt Ihr Alle geladen? Dann auf und darauf! jetzt wollen wir sie jagen!"

Eine wilde Jagd auf der dämmrigen Prairie her hinter den Franzosen und ihren Indianern, die in toller Flucht nach dem Walde stürzen und deutsche Büchsen knallen hinterdrein.

Sechszehntes Capitel.

Es war im fünften Sommer nach diesen Ereignissen, da brachte die Augustsonne, welche in strahlender Glorie sich aus den Wäldern hob, den Deutschen am Creek und Mohawk und am Schoharie einen gar herrlichen Tag. Heute mochten Bison und Hirsch unbelästigt ihre Pfade durch den Urwald ziehen, der Jäger nahm den scharfen Schuß aus der Büchse und that dafür eine tüchtige Ladung Pulver hinein; heute blieben Kühe und Schafe in den Koppeln sich selbst überlassen — der Hirt hatte seinen Sonntagsrock sauber gebürstet und einen großen Blumenstrauß an den Hut gesteckt; heute ruhte die Arbeit auf den Feldern und wäre sie noch so dringend gewesen — der Ackersmann hatte Dringenderes zu thun: er und der Hirt und der Jäger und alle Welt, Jung und Alt, Männer, Weiber und Kinder — sie hatten ein großes Fest zu feiern, das große, wunderschöne Friedensfest.

Denn Friede war es wieder auf Erden, die sieben lange Jahre hindurch das Blut ihrer Kinder in Strömen getrunken: Friede drüben in der alten Heimath,

Friede hüben in der neuen. Dort war der Held des Jahrhunderts, der alte Fritz, der große Preußenkönig mit seinen Feinden fertig geworden und hatte den Degen in die Scheide gesteckt; so mochte denn auch hier das Kriegsbeil begraben werden.

Zwar war es in den letzten Jahren schon stumpf genug gewesen. Seitdem im Frühsommer 58 der Angriff der Franzosen und ihrer Indianer so wacker von den Deutschen zurückgeschlagen war, hatten sie keinen Einfall mehr über eine Grenze gewagt, die von einem so streitbaren Geschlecht vertheidigt wurde; und als nun gar Fort Frontenac gefallen und endlich Quebeck im folgenden Jahre übergeben war, da war der Sieg Englands entschieden gewesen, und was noch folgte, nur ein letztes Aufflackern des großen Brandes. Aber für ein deutsches Schindel- oder Strohdach sind auch Funken gefährlich, und noch immer hatte sich der Hausherr mit Sorgen zu Bett gelegt, und war am andern Morgen mit der Büchse auf der Schulter an die Arbeit gegangen — nun war auch die letzte Spur der Unsicherheit geschwunden, und Friede, Friede läuteten die Glocken in den Kirchlein, weit hinein in die sonnigen Felder und stillen Wälder!

Und aus den Wäldern, über die Felder kamen

sie in festlichen Schaaren, zu Fuß und zu Roß, Jung und Alt, blumengeschmückt, sich schon von fern fröhlichen Gruß zuschickend, und sich herzlich die Hände schüttelnd, wenn sie nun auf den Kreuzwegen zusammentrafen, und trauliches Gespräch pflegend, während sie zusammen weiterzogen durch das lachende Thal zwischen Mohawk und Creek den Hügel hinan, auf welchem die Kirche lag, die heute die Zahl der dankbar frommen Waller nicht zum kleinsten Theil fassen konnte.

Aber Gott wohnt nicht in Tempeln, aus Menschenhänden gemacht! Licht ist das Kleid, das er anhat; der Himmel ist sein Stuhl und die Erde seiner Füße Schemel! Und das ist der Text der Predigt, die der würdige Pfarrer Rosenkrantz heute unter dem lichten Himmel seiner Gemeinde hält, die auf der grünen Erde in weitem, weitem Kreise um ihn her versammelt ist. Er preist in Worten, die wie auf Adlerfittigen über die stille Versammlung rauschen, den großen, guten Gott, zu dem sie gerufen in ihrer Noth und der sie errettet hat aus der Gefahr draußen im wilden Walde, auf einsamer Prärie. Er gedenkt derer, die in diesem Kampfe gefallen sind, und daß sie nicht vergeblich ihr theures Blut vergossen haben

für Haus und Hof, darin der Mensch wohnen muß, um im Kreise der Seinen, am häuslichen Heerde, die Tugenden der Liebe, der Hülfbereitschaft, der Geduld zu üben und zu leben nach dem Bilde dessen, der ihn erschuf. Und daß die Ueberlebenden nun berufen sind und auserwählt, nach der fürchterlichen Arbeit des Krieges zu den köstlichen Werken des Friedens; und daß aller Hader und Zank und Mißgunst und Streit nun verbannt sein müsse aus der Gemeinde, sonst würden die Todten aufstehen und klagen und fragen: warum sind wir gestorben?

Die Stimme des Predigers hatte mehr als einmal vor Rührung gezittert. Hatte er doch Alles selbst mit durchgemacht und durchgekämpft! Kam ihm doch jedes Wort aus dem tiefsten Herzen! Und wie es von Herzen gekommen, so war es zu Herzen gegangen. Da war wohl kaum einer unter all den Hunderten, dessen Augen thränenleer geblieben wären; und als er den Segen über die Gemeinde gesprochen, und daß der Herr, der jetzt so sichtbar sein Antlitz über ihnen leuchten lasse und ihnen den Frieden gegeben habe, sie auch ferner segnen und behüten möge und ihnen Frieden geben, Amen! da zitterte das Wort in allen Herzen nach und hunderte von Stimmen murmelten:

Amen! Amen! wie wenn der Wind durch die Wipfel des Waldes rauscht. Und dann erhob sich das Rauschen stärker und mächtiger und in feierlichen Accorden fluthete es dahin über die sonnigen Felder:

Nun danket alle Gott!

Dann zogen sie davon, stiller als sie gekommen.

Aber das Friedensfest sollte ja auch ein Freudenfest sein, und es waren neben den Alten viel zu viel Junge, als daß die Freude lange still hätte bleiben können. Da wurden zuerst ein paar muntre Worte schüchtern gewechselt und dann hatte ein lustiger Bursch einen lustigen Einfall, den er doch unmöglich bei dem schönen, hellen Sonnenschein für sich behalten konnte, und die Alten lächelten, die jungen Burschen lachten, und die Mädchen kicherten, und das Gelächter und die Fröhlichkeit waren so ansteckend, daß die Büchsen wie von selber losgingen und eine Stunde später hätte, wer es nicht besser wußte, glauben mögen, das Herckheimer'sche Gehöft, das die Franzosen selbst in den Schreckensjahren 57 und 58 nicht anzugreifen gewagt hatten, sollte heute am Friedensfeste von deutschen Burschen im Sturm genommen werden.

Das war nun freilich nicht nöthig. Nikolaus Herckheimers großes, immer gastliches Haus hatte heute

alle Thüren noch weiter als sonst aufgethan, denn männiglich und weiblich, was am Mohawk wohnte und am Creek und Schoharie, Alles, was deutsch war, oder sich freuen wollte mit den Deutschen, war eingeladen und willkommen, von Nikolaus Herckheimers Bier zu trinken und von seinen Braten zu essen und fröhlich mit den Fröhlichen das große Fest feiern zu helfen. Und, wie Alle eingeladen waren, so war Niemand zu Hause geblieben; es wäre denn eine Mutter gewesen, die ihre Kinder nicht hatte allein lassen wollen, oder wer sonst durchaus nicht abkommen konnte. Selbst der dicke Johann Mertens war gekommen, und trieb sich schmunzelnd zwischen den Gästen umher, die Daumen in den Taschen seiner langen rothen Weste, außer wenn er Jemand auf die Seite zog, um ihn geheimnißvoll zu fragen, ob es nicht sehr schön von dem Johann Mertens sei, daß er dem Nikolaus Herckheimer den Vorrang gelassen und sogar dessen Fest mit seiner Gegenwart beehre, der er doch ebenso gut eine große Gasterei ausrichten könne und vielleicht noch ein wenig besser. Auch Hans Haberkorn war erschienen und that sogar sehr bescheiden und erinnerte den Einen und den Andern daran, ob er nicht schon damals gesagt habe, drei Fähren über den Fluß seien nicht zu-

viel. Nun, sie wären jetzt ihrer sechs und hätten alle ihr gutes Brod. — Einige meinten freilich, Hans Haberkorn spreche nur so, weil er Nikolaus Herckheimer jeden Pfennig schuldig sei, den die Fähre und die Schenke werth wären und noch ein paar hundert Dollars dazu; aber wer hatte jetzt Zeit, dergleichen zu untersuchen?

Die jungen Burschen und Mädchen gewiß nicht, die auf dem Wiesenplan neben dem Hause im Schatten der mächtigen Platanen nach dem muntern Klange einer Violine, zweier Pfeifen und einer Trommel unaufhörlich sich im Tanze schwangen. Und die Aelteren und Alten, die unter dem langen Vordach des Hauses im Kühlen saßen und bedächtig einen Krug nach dem andern leerten, hatten auch besseren Stoff zur Unterhaltung. Da erinnerte man sich — weil man es heute durfte — dessen, was man selbst, oder doch der Vater — von dem Großvater wußten die Wenigsten zu berichten — ausgestanden hatte drüben in der alten Heimath; wie der böse Feind, der Franzmann, gesengt und gebrannt, den schönen grünen Rhein hinauf und hinab; und wie der eigne Landesherr, was der Franze ihnen nicht geraubt, durch seine Amtleute habe eintreiben lassen, damit er in seinen herr-

lichen Schlössern mit seinen Buhlerinnen prassen, und glänzende Feste feiern und große Jagden abhalten konnte, während der arme, von Frohnden und Lasten aller Art gedrückte Bauer schier Hungers starb. Und dann die Pfaffenwirthschaft! und der Zehnten und des heiligen römischen Reiches deutscher Nation andrer endloser, unnennbarer Jammer! Ja, ja, es hatte drüben schlimm ausgesehen; und wenn es nun auch wohl ein gut Theil besser geworden, seitdem der große Preußenkönig, der alte Fritz, mit seinem Schwerte dazwischengefahren und mit dem Krückstock wacker nachgeholfen — freier und schöner lebte es sich doch hier, wo man, wenn man es recht bedachte, eigentlich gar keinen Herrn hatte, und der Pfarrer — waren just auch nicht alle so brav, wie der Rosenkrantz — doch mit sich sprechen ließ, und man seines Lebens froh werden konnte, besonders jetzt, nachdem der Franze zu Kreuz gekrochen und der Krieg zu Ende!

Und nun kam man auf den Krieg zu sprechen. Das war ein unerschöpfliches Thema. Ein Jeder hatte daran Theil genommen, hatte selber mitgekämpft, und also hatte Jeder seine Geschichte zu erzählen, seine ganz besondere Geschichte, die — wenn auch sonst Niemandem — doch dem Erzähler die bei weitem in-

tereſſanteſte war. Dann aber gab es Ereigniſſe in dem Kriege, von denen Alle zugaben, daß ſich hier gleichſam das Intereſſe gipfle — Ereigniſſe, die hundert Mal durchſprochen waren und die man immer wieder gern noch einmal durchſprach, und die, trotzdem die Augenzeugen zum größten Theil noch lebten, ſich bereits in ein beinahe ſagenhaftes Gewand gehüllt hatten.

Von dieſen ganz beſonders intereſſanten und merkwürdigen Ereigniſſen war aber keines merkwürdiger als der Kampf um das Sternberg'ſche Haus im Jahre 58. Und wenn die Thatſache, daß ſich neun Männer ſechs oder ſieben Stunden lang gegen hundertundfünfzig wohlbewaffnete Feinde behauptet hatten, ſchon an ſich ſchier unglaublich war, ſo ſpielten in der Geſchichte noch ein paar Momente mit, die derſelben auch in den Augen der ganz Nüchternen einen romantiſchen Anſtrich gaben. Der Streit der Brüder um das ſchöne Mädchen, das jetzt als die ſchönſte Frau in dem ganzen Diſtricte galt; die Verſöhnung in der letzten Stunde und der gleich darauf erfolgende Heldentod Chriſtian Dittmars und Konrads — des älteſten und des jüngſten der Schaar, und beide gleich ſchön geſtorben, daß man nichts Beſſeres thun kann, als ihnen folgen, wie Baſe Urſel geſagt hatte, da

man die Beiden in die kühle Erde senkte. Nun ja, sie war ihnen bald genug gefolgt, die brave, wunderliche Seele, die so rauh that, und deren Herz so weich war, daß sie nicht mehr leben mochte und nicht mehr leben konnte, ohne ihren alten Gatten, mit dem sie vierzig Jahre Freud und Leid, so viel des Leides! getragen, und ohne ihren wilden, starken, ihren letzten, vielleicht am meisten geliebten Sohn. Ja, ja, das war er Base Ursel gewesen — der Indianer, wie sie ihn schon vorher genannt hatten, der große Jaguar, wie sie ihn noch heute an den Seeen nannten — der Konrad Sternberg! Wild und stark! Wenn der heute noch gelebt hätte, würde Cornelius Brooman vom Schoharie vorhin nicht den Sieg über die jungen Männer vom Mohawk davongetragen haben! Nun ja, es war keine Kleinigkeit, was der Cornelius geleistet! Einen Schlitten, mit zwölf schweren Männern beladen und auf den ebenen Boden gestellt, an der Deichsel anderthalb Fuß weit von der Stelle zu ziehen! Aber Konrad hätte den Schlitten fünf Fuß gezogen und den Cornelius dazu auf die Schultern genommen! Ja, ja, der Konrad Sternberg war mit übermenschlichen Kräften begabt gewesen; würde er sonst — ein einzelner Mann — mit den vierundzwanzig Indianern

fertig geworden sein, die schon bis an's Haus vorgedrungen waren! Und war es nicht übermenschliche Kühnheit von ihm, dem jeder einzelne Onondaga den Tod geschworen, trotzdem zu ihnen in's Lager zu gehen und die Onondagas mit den Oneidas und beide wieder mit den Franzosen zu verhetzen und sich dann doch den Onondagas auszuliefern, als sie darauf bestanden, um wenigstens eine Sicherheit zu haben; und ihnen zu erklären, er würde bei ihnen bleiben, so lange sie ihn zu halten vermöchten. Und die Tröpfe, die es doch besser wissen konnten, hatten gemeint, daß dazu sechs Mann ausreichten, und hatten die sechs, mit dem Konrad als Wegweiser, in den Vortrab gestellt. Ja, er hatte ihnen die Wege gewiesen, dahin, von wo keiner zurückkommt! So hatte er das Sternberg'sche Haus gerettet, und, wenn man es recht bedachte, alle Häuser am Creek und Mohawk, da die Oneidas, als es eben zum Kampfe gekommen war, übergingen, und die Franzosen und Onondagas froh sein konnten, daß man sie am Abend nicht schärfer verfolgte, weil man die Hälfte der Reiterei an den Creek schicken mußte, das Sternberg'sche Haus zu entsetzen. Ja, das war ein Mann gewesen, der Konrad, wie wohl so leicht keiner wieder unter ihnen aufstehen würde, ein Sim-

son unter den Philistern, der sie schlug mit eines Esels Kinnbacken, wie der Pfarrer heute in der Predigt gesagt, wenn er Konrads Namen auch nicht genannt hatte. Der Pfarrer wußte davon zu erzählen! er war ja selbst dabei gewesen, und könnte noch mehr erzählen, wenn er wollte; aber er ging ja nie mit der Sprache heraus, sobald auf das Capitel die Rede kam. Nun, nun, es war einem Diener des Friedens vielleicht nicht zu verdenken, wenn er jetzt nicht daran erinnert sein wollte, daß er sechs Indianer mit eigner Hand an jenem Tage erlegt habe, und wenn Lambert Sternberg so selten über den Bruder spreche, so habe er vielleicht auch seine Gründe, denn das wisse ja Jedermann, daß die Katharine den Konrad mehr geliebt habe, als ihn, und daß der Lambert, trotz seines Wohlstandes, nachdem er jetzt auch noch Base Ursel beerbt, und trotz seiner schönen Frau und seiner schönen Kinder der unglücklichste Mann in dem ganzen Thal sei. Still, da kommt der Lambert mit dem Herckheimer, und welch' sonderbaren kleinen Kerl haben sie denn da aufgegabelt?

Nikolaus Herckheimer und Lambert traten zu den Würdenträgern, deren Unterhaltung eben eine so interessante Wendung genommen hatte, und stellten ihnen

Mr. Brown aus New-York vor, welcher in Albany, wo er in Geschäften sich aufgehalten, von dem Friedensfest der Deutschen am Mohawk gehört, und sich, als ein Freund der Deutschen, alsbald aufgemacht habe, demselben beizuwohnen, und dasselbe mit feiern zu helfen. Die Würdenträger hießen den fremden Herrn willkommen und sagten, es sei eine große Ehre, die sie zu schätzen wüßten, und ob Mr. Brown sich nicht mit Lambert — Herckheimer hatte sich bereits entfernt — mit an ihren Tisch setzen und ein Glas mit ihnen auf das Wohl Sr. Majestät des Königs leeren wolle? Mr. Brown war zu dem letztern sofort bereit, trank auch auf das Wohl der Deutschen, entfernte sich aber dann unter dem Versprechen, später wiederzukommen, mit Lambert, da er sich noch ein wenig auf dem Festplatz umzusehen wünsche.

Mr. Brown hatte nicht nur in eigenen Geschäften, und nicht aus bloßer Sympathie mit den Deutschen den weiten Weg von New-York nach Albany, von Albany hierher gemacht. Er kam im Auftrage der Regierung, welche den Werth der deutschen Ansiedelungen am Mohawk und weiter hinauf nach den Seeen endlich begriffen, und den ernsten Willen hatte, zur Förderung derselben nach Kräften beizutragen.

Mr. Brown, als ein durch seine lange geschäftliche Verbindung mit den Deutschen zu dem Zwecke besonders geeigneter Mann, war mit der Mission betraut worden. Er sollte sich mit den angesehensten der deutschen Männer, wie Nikolaus Herckheimer und Lambert Sternberg, in Verbindung setzen, und deren Vorschläge entgegennehmen. Er hatte bereits mit Nikolaus Herckheimer eine längere Unterredung in diesem Sinne gehabt, und theilte jetzt dem jüngeren Freunde, während er mit demselben über den Festplatz weiter schritt, seine Ansichten mit. Still und aufmerksam hörte Lambert zu. Es entging ihm nicht, daß der Engländer im Grunde nur immer das Interesse seiner Nation im Auge hatte, wenn er von den Vortheilen sprach, welche den Deutschen aus dem Allen erwachsen sollten; und Mr. Brown leugnete das auch gar nicht.

„Wir sind ein praktisches Volk, mein lieber junger Freund," sagte er, „und thun nichts um Gotteswillen; Geschäft ist eben Geschäft, aber dies hier ist ein ehrliches, ich meine eines, bei welchem beide Theile gewinnen. Natürlich sollt Ihr uns in erster Linie als Wall und Schutzmauer dienen gegen unsre Feinde, die Franzosen; sollt uns die Herrschaft über den Con-

tinent, die uns nun einmal zukommt, immer weiter ausbreiten und befestigen helfen. Aber, wenn Ihr uns so die Kastanien aus dem Feuer holt, kommen Euch die süßen Früchte nicht ebenfalls zu gute? und wenn Ihr Euch für den König Georg schlagt, kämpft Ihr nicht ebenso gut für Euer eigen Haus und den eigenen Hof? Was da, Mann! so lange man nicht in seinen eigenen Schuhen feststeht, muß man sich wohl an den Andern lehnen. Macht, daß Ihr Deutschen in die Lage kommt, für eigne Rechnung und Gefahr auf dem Weltmarkt handelnd auftreten zu können; bis dahin werdet Ihr Euch schon damit begnügen müssen, Euch von uns in's Schlepptau nehmen zu lassen, oder, wenn Ihr lieber wollt: unsre Wegemacher und Pioniere zu sein."

Der lebhafte alte Herr hatte seiner Gewohnheit gemäß zuletzt sehr laut gesprochen und dabei mit den mageren Aermchen gesticulirt und sein spanisches Rohr heftig auf den Boden gestoßen. Jetzt blickte er sich beinahe scheu um, faßte Lambert unter den Arm und fuhr, indem er sich von demselben weiter führen ließ, mit leiserer Stimme fort.

„Und dann will ich Euch etwas anvertrauen, mein junger Freund, wovon ich um Alles in der Welt

nicht möchte, daß es Mrs. Brown zu Ohren käme, und was Ihr auch sonst für Euch behalten mögt. Ihr erinnert Euch, Lambert, wie Ihr vor fünf Jahren in New-York wart, und wir am Quai standen und Eure Landsleute ausschiffen sahen, die armen Tröpfe. Es regnete heftig und die trübselige Scene wurde dadurch nicht gerade heitrer. Wohl! an diesen Morgen habe ich jetzt, während wir hier herumschlendern, immerfort daran denken müssen, und habe mir gesagt: welche unermeßliche Lebenskraft muß in dieser Race stecken, die nur ein Menschenalter braucht, um sich aus halbverhungerten, scheublickenden, Alles duldenden Sclaven in vollsaftige, breitschultrige, sich den Teufel um Andre scheerende Freimänner zu verwandeln! Wie grenzenlos muß ein solches Geschlecht gelitten haben, um so tief zu sinken! wie hoch muß es steigen, wenn diese Leiden von ihm genommen sind, wenn es sich selbst, seinen guten Instinkten überlassen ist; wenn das Glück ihm gestattet, die ungeheure Kraft, die verborgen schlummerte, die jetzt kaum geweckt ist, frei zu entfalten! Wie hoch muß es steigen! wie weit muß es sich ausbreiten? was ist ihm nicht erreichbar! Lachen Sie mich nicht aus, mein junger Freund: ich zittre, wenn ich das bedenke, wenn ich bedenke: was

ein Heer, wie dieses, zur Zeit noch ohne Officiere, nur dem Gesetz der Schwere gleichsam folgend, erobern kann und erobern wird, wenn es sich selbst zu lenken und zu leiten und in Reih und Glied zu marschiren lernt! Wie dem aber auch sein mag, so viel ist mir schon jetzt klar: Ihr, die Ihr hier im Vordertreffen steht, seid nur scheinbar unsre Avantgarde; im Grunde bereitet Ihr Euren eignen Landsleuten den Weg, seid Ihr wahr und wahrhaftig deutsche Pioniere. Aber, noch einmal: Kein Wort davon, wenn Ihr diesen Herbst nach New-York kommt! Meine Nachbarn nennen mich so schon unter sich einen Dutchman, und Mrs. Brown würde nie wieder — wohl! und da wir gerade von den Damen sprechen: wo ist denn Eure Frau, mit der Ihr damals so eilig davongegangen seid? Ich gedenke, morgen Eure Gastfreundschaft auf einige Tage in Anspruch zu nehmen, und möchte denn doch gerne meiner schönen Wirthin vorgestellt sein."

„Meine Frau," sagte Lambert, „ist nicht hier. Sie —"

„Verstehe, verstehe," unterbrach ihn der redselige alte Herr: „Kleine häusliche Ereignisse, kommen in den bestregulirten Familien vor. Verstehe!"

„Nun," sagte Lambert lächelnd, „unser Kleinstes

ist freilich schon ein halbes Jahr alt; aber meine Frau trennt sich doch ungern auf einen Tag von den Kindern; und überdies ist gerade für meine Familie dieser Freudentag auch ein Tag traurigen Gedenkens."

„Weiß, weiß," sagte der alte Herr: „Euer Bruder — wir haben davon gehört in New-York. Was wollt Ihr, Mann? Eure kühne That ist im Munde des Volkes. Die Bänkelsänger singen sie auf den Gassen:

„A Story, a Story
Unto you I will tell,
Concerning a brave hero" —

Sollte heißen two brave heroes; aber das Volk hält sich gern an Einen. Ihr müßt mir das Alles ausführlich erzählen, wenn ich morgen zu Euch komme."

„Das soll gern geschehen," erwiederte Lambert, „und so will ich mich denn für heute von Euch verabschieden. Die Sonne steht schon tief und ich möchte gern bei guter Zeit zu Hause sein."

Lambert geleitete den alten Herrn zum Festgeber, der ihm herzliche Grüße an seine Frau auftrug und morgen mit dem Gaste zu kommen versprach, um weitere Rücksprache zu nehmen und auf dem Wege seine Schwiegertochter, die ihn vor vierzehn Tagen mit einem Enkelchen beschenkt, zu besuchen. Denn Richard

hatte nach Base Ursels Tode das Dittmar'sche Anwesen Lambert abgekauft und war jetzt Lamberts nächster Nachbar. Richard trat herzu; er wollte Lambert begleiten. Das hätten auch Fritz und August Volz vielleicht gethan, aber ihre Frauen mochten sich noch nicht von dem Feste trennen, das gerade jetzt auf seinem Höhepunkt stand. Und dann hatten sie sich in den Kopf gesetzt, daß heute oder nie der Tag sei, an welchem ihr Bruder Adam seine so lange behauptete Freiheit verlieren und zu den Füßen von Margareth Biermann, Anton Biermanns Schwester, niederlegen müsse. Adam trat herzu; er hatte geröthete Augen und stand nicht mehr ganz sicher auf seinen langen Beinen. Er umarmte Lambert und versicherte ihn unter heißen Thränen, daß der Mensch nur ein Herz habe und daß sein einziges Herz ein für allemal vergeben, daß er aber, wenn es für Lamberts Ruhe nöthig sei — eine Nothwendigkeit, die er vollkommen begreife — Jakob Ehrlichs kürzlich gegebenem Beispiel folgen und eine Biermann heirathen wolle, obgleich der Mensch nur ein Herz habe und Margareth nicht halb so schön klinge, wie ein anderer Name, der nie über seine Lippen kommen werde, denn der Mensch habe nur ein Herz, und sein Herz —

Hier kamen Anton Biermann und sein Schwager Jakob, um den treulosen Ritter zu holen, und Anton, der die letzten Worte überhört hatte, versicherte Lambert, Adam sei ein completer Narr, aber im Grunde ein herzensguter, braver Kerl und die alten Bellingers hätten eine hübsche runde Summe hinterlassen außer dem Anwesen und wenn seine Schwester Gretchen wolle, so sei es ihm schon recht. Was Lambert dazu sage?

Lambert sagte, daß er Adam immer das Wort geredet habe und es auch in diesem Falle thue, und in diesem Sinne sprach er sich auch gegen Richard Herckheimer aus, als die beiden Männer zwei Stunden später das Thal des Creek hinauftrabten.

„Der Adam ist gar kein solcher Narr," sagte er; „der Bursche hat Mutterwitz genug; und wenn er sich gern necken läßt, so kommen seine Gegner meistens auch nicht ungerupft davon. Brav ist er auch, wenn er es sein muß, das hat er damals bewiesen; und in der Ehe muß man eben brav sein. Darum rede ich immer und überall zu, wenn es gilt, einen neuen Heerd zu gründen. Und dann, Richard, der Deutsche zumal gedeiht nur, wenn er einen eigenen Heerd hat, wenn er für Haus und Hof, für Weib und Kind sorgen und schaffen kann. So begrüße ich den Rauch,

der von einem neuen Heerde aufsteigt, wie eine Fahne, um die sich eine Schaar sammeln wird: deutsche Pioniere, wie Mr. Brown sagt, die dem Heere vorausziehen, das nach uns kommen wird."

Richard schaute seinen Begleiter ein wenig verwundert an. Der Lambert hatte immer so seltsame Gedanken und Worte! Er hätte gern gefragt, was Lambert mit dem Heere, das nach ihnen kommen werde, verstehe; aber da waren sie gerade an seinem Hause angelangt und Lambert bat ihn, Aennchen, seine Frau, zu grüßen, drückte ihm die Hand und trabte davon.

Ja, Lambert hatte immer so seltsame Gedanken, seltsam für alle Anderen, nur nicht für Katharine. Ihr durfte er Alles sagen, was sein warmes Herz ihm eingab, worüber sein allezeit geschäftiger Geist grübelte. Sie, die Schöne, Gute, Kluge verstand es, fühlte es mit, und oft genug brachte sie Klarheit in Dinge, die sich ihm nicht erhellen wollten. Was würde sie zu den Vorschlägen sagen, die ihm Mr. Brown gemacht? „Fort, Hans, alter Bursche! noch einen kleinen Trab!"

Hans war es zufrieden; die fünf Jahre hatten ihm die Kräfte nicht geschmälert; er konnte, wenn es

auf einen langen und scharfen Trab ankam, es noch mit jedem Pferde zehn Meilen in der Runde aufnehmen.

Aber für diesmal wurde seine allbekannte Ausdauer auf keine harte Probe gestellt. Er hatte kaum ein paar hundert Schritte getrabt und fing eben an, an der Sache Vergnügen zu finden, als sein Herr ihn mit einem plötzlichen Ruck anhielt und schon im nächsten Augenblick aus dem Sattel gesprungen war.

„Katharine!"

„Lambert!"

„Wie geht's den Kindern?"

„Alle wohlauf! Konrad wollte nicht zu Bett gehen, bevor er Dich gesehen."

„Und Urselchen?"

„Hat heute ihren dritten Zahn bekommen."

„Und Käthchen?"

„Schläft wundervoll."

Sie schritten nebeneinander her, am Ufer hin, er den Hans lose am Zügel.

„Denkst Du noch?" sagte Katharine.

Lambert brauchte nicht zu fragen, woran er denken sollte. Dergleichen vergißt sich nicht; es war ihm, als wäre es gestern gewesen.

Und doch hatte sich so viel verändert seit jenem

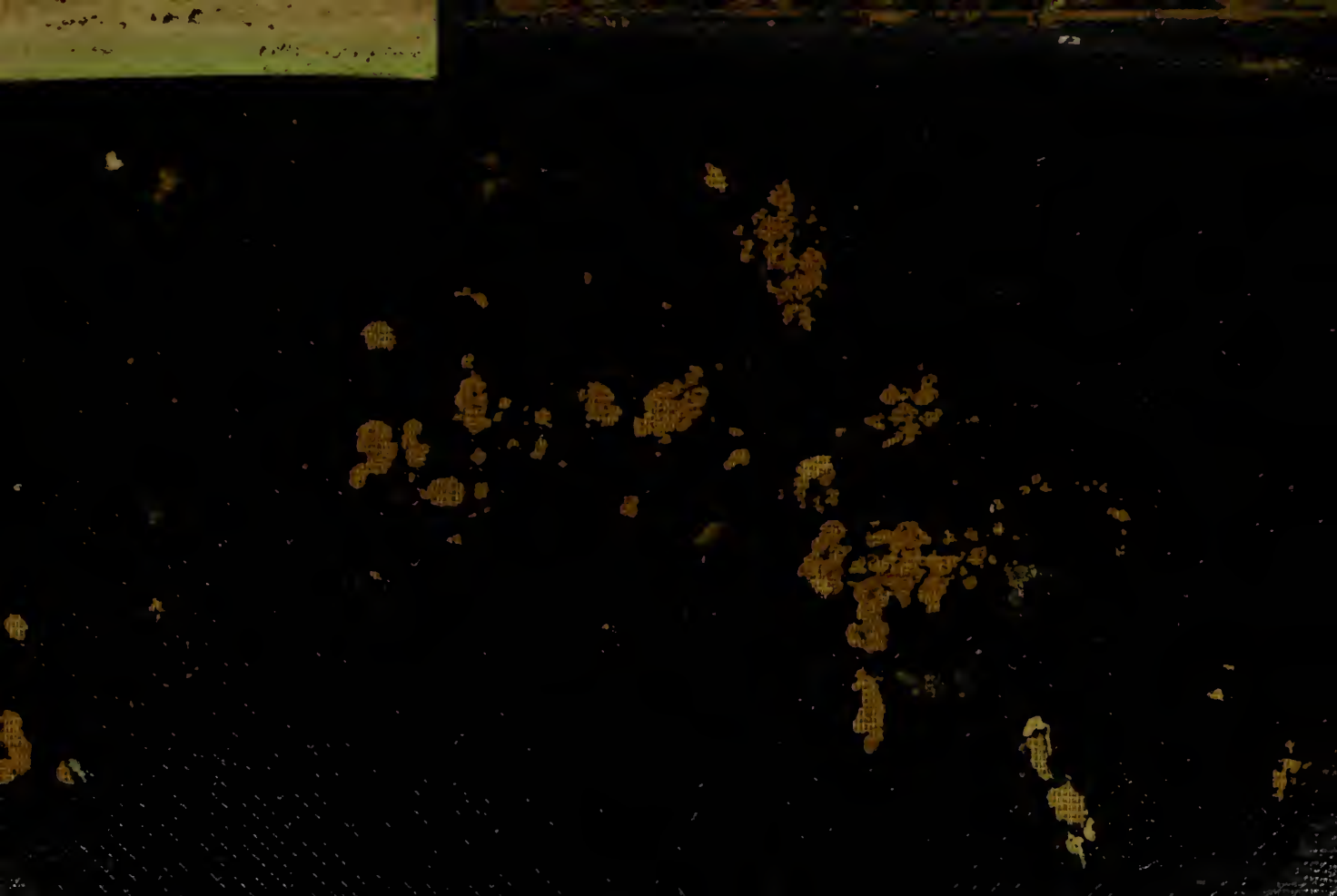
Abend! Wo sie damals den selten betretenen Wiesenpfad schritten, gingen sie jetzt durch wogende Aehrenfelder, auf einem wohlgebahnten Wege, dem eine tiefe, feste Wagenspur eingedrückt war. Und angebaute Felder überall bis zu dem Rande des Waldes, der jetzt an mehr als einer Stelle viel weiter als damals zurücktrat; und wo zwischendurch Stücke der alten Waldwiese sich zeigten, da waren sie mit großen Hecken eingefaßt, über welche hier und da ein Füllen oder ein Rind den Vorüberwandelnden mit den großen mattglänzenden Augen anstarrte, während weiterhin in der Koppel die andern in dem saftigen Grase weideten. Und über die Wiesen und Felder fort blickten die Schindeldächer eines großen Gehöftes, neben welchem der alte, abgebrannte Hof sich gar dürftig ausgenommen haben würde; und auf der Stelle, wo das Blockhaus gestanden, ragte jetzt ein stattliches, steinernes Haus, dessen Giebelfenster im letzten Abendsonnenschein glühten.

Ja, es hatte sich viel verändert seit jenem Abend, von dem Lambert war, als wäre er gestern gewesen, und dann wieder, als wäre er nie gewesen, als habe es nie ein Leben gegeben ohne sein Weib, ohne seine Kinder!

Sie hatten Konrad zu Bett gebracht und Katha-

rine hatte mit ihrer sanften Stimme den wilden Buben eingesungen, während die beiden andern Kleinen bereits mit rothen Bäckchen in ihren Bettchen ruhig schlummerten. Jetzt saßen sie vor der Thür in der Gaisblattlaube, durch deren dichtes Gezweig der laue Sommernachtwind spielte.

Lambert hatte seiner Gattin die Ereignisse des Tages berichtet, und von Mr. Brown erzählt, und sie hatten Mr. Browns Plan durchsprochen, die deutschen Ansiedelungen weiter den Creek hinaufzuführen, hinüber bis zum Black River, womöglich bis zum Oneida-See; und wie Mr. Brown und Nikolaus Herckheimer und Lambert das Land kaufen würden, und Lambert den neuen Ansiedlern ein Führer und Herzog in der Wildniß sein sollte. Und er theilte Katharinen mit, was der alte Herr von der Zukunft der Deutschen in Amerika gesagt, und wie der Engländer fürchte, daß diese arbeitsame, zähe, ausdauernde deutsche Race am Ende gar die englische überflügeln und ihr die Herrschaft über den Continent entreißen werde.

„Dies Wort aus dem Munde eines so klugen Mannes könnte uns sehr stolz machen," sagte Katharine.

„So dachte auch ich," erwiederte Lambert; „und jetzt wenn ich reiflicher nachdenke, macht es mich sehr traurig."